

9. Universitätslehrgang „Tiergestützte Therapie und tiergestützte Fördermaßnahmen“
der Veterinärmedizinischen Universität Wien, Veterinärplatz 1

**„Der Hund im Kindergarten und sein Einfluss auf Motivation, soziale
Kompetenzen und psychische Konstitution der tiergestützt arbeitenden
Pädagogin.“**

Sarah Mayr
Matrikel-Nr. 1145189

Wien, August 2013

Begutachterin: Mag. Isabelle Tissen-Baumgartner

Ich versichere,

dass ich diese Hausarbeit selbstständig verfasst, andere als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel nicht benutzt und mich keiner unerlaubten Hilfe bedient habe;

dass ich dieses Hausarbeitsthema bisher weder im In- und noch im Ausland in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt habe;

dass diese Arbeit mit der von dem/der BegutachterIn beurteilten Arbeit übereinstimmt.

Datum

Unterschrift

Inhaltsverzeichnis

1. Vorwort	5
2. Der Mensch und das Tier	7
2.1. Domestikation – Vom Wolf zum Hund	7
2.1.1. Die Domestikation des Wolfes	7
2.1.2. Faszination Wolf	8
2.1.3. Wie viel „Wolf“ steckt im Hund?	9
3. Kommunikation	11
3.1. Die Verständigungsebenen des Menschen	11
3.1.1. Analog vs. Digital	12
3.1.2. Die Sprache des Kindes	13
3.2. Die Sprache des Hundes: wortlos und leise	13
3.2.1. Die analoge Kommunikation	14
3.2.2. Die Beschwichtigungssignale – Calming signals	14
3.2.3. Gähnen, Kopf wegdrehen, Lecken – Signale des Hundes und ihre Bedeutung	15
3.3. Der Dialog: eine Basis für Mensch und Hund	16
3.3.1. Der leise Dialog	16
4. Die Mensch-Tier-Beziehung	18
4.1. Frühzeitige Beziehung	18
4.2. Beziehung heute	19
4.3. Warum eigentlich Beziehung?	20
4.3.1. Ein geschichtlicher Überblick über die bekannte Wirkung von Tieren auf Menschen	20
4.3.2. Studien zur Mensch-Tier-Beziehung	22
4.3.3. Die Biophilie-Hypothese	22
4.3.4. Die Du-Evidenz	24
5. Der Wert des (Therapie)hundes in der Kindergartenpädagogik	26
5.1. Begriffsdefinition: Therapiehund	26

5.2. Begriffsdefinition: Tiergestützte Interventionen	26
5.3. Das Therapiehundeteam	27
5.3.1. Wichtige Faktoren für ein gut funktionierendes Team	27
5.3.2. Schutzobjekt Hund	28
5.4. Warum Kinder Tiere brauchen	29
5.5. Der Hund in der Pädagogik	30
5.5.1. Tiergestützte Pädagogik im Kindergarten	30
5.5.2. Methodenwahl	31
5.5.3. Hygienische Überlegungen	33
5.6. Der Hund und die Pädagogin	34
6. Praktischer Teil	36
6.1. Ausgangssituation	36
6.1.1. Durchführung der Befragung	36
6.2. Hypothese und Fragestellung	38
6.2.1. Das Testmanual BIP	38
6.3. Auswertung	39
6.3.1. Interpretation	45
6.3.2. Resümee	48
7. Zusammenfassung	49
8. Literaturverzeichnis	51
9. Abbildungsverzeichnis	56
10. Ad Personam	57

Hinweis: Die gleichberechtigte Nennung von weiblicher und männlicher Form wird aus Gründen der Lesbarkeit nicht in der gesamten Arbeit verwendet. Sofern im Text nicht anders erwähnt, sind im Folgenden mit einer weiblichen Form immer beide Geschlechter angesprochen.

1. Vorwort

Tier und Mensch bilden seit eh und je eine Gemeinschaft auf unterschiedlichsten Ebenen. Der Wolf war das erste Tier welches domestiziert wurde und mitunter auch als Sozialkumpane fungierte. Alle Hunde stammen vom Wolf ab und es ist erstaunlich wie sich das Rollenbild des Wolfes/Hundes im Laufe der Geschichte verändert hat. Vom Jäger und Gejagten, vom Beschützer, Wächter und Hüter von Schafen, vom bösen Wolf im Märchen über das Schoßhündchen in der Gucci-Tasche. All das symbolisiert das Wesen Hund mit Vorfahre Wolf und spiegelt somit auch die unterschiedlichsten Gefühle und Eindrücke der Menschen wider wie Angst, Mythos, Mut, Ausdauer, Eleganz, Liebe, Stolz, Nahrung, Ehrfurcht, Tatendrang und Lebendigkeit.

Unter all diesen Aspekten hat sich der Hund auch als therapeutisches Medium etabliert und wirkt demnach vor allem als sozialer Katalysator, der Menschen zu sich und anderen hinführt und sie in ihrem Selbst stärkt. Voraussetzung dafür ist eine wohlwollende Einstellung dem Tier gegenüber.

In meiner Arbeit möchte ich vor allem auf die Beziehung und das Zusammenspiel von Hund und Mensch aufmerksam machen. Es soll der Wert des Tieres aufgezeigt werden, welcher meiner Einschätzung nach viel mehr Anerkennung verdient hätte.

Als Kindergartenpädagogin konnte ich selbst schon die Erfahrung machen, wie sich ein Therapiehund auf das Geschehen in der Gruppe auswirkt. Es hat mich neugierig gemacht, ob die Anwesenheit des eigenen Tieres genauso positive Effekte auf die Gruppenführende Pädagogin erzielt wie auf die Kinder.

Seit meine Colliehündin *Alice* 3,5 Monate alt ist, bin ich mit ihr im pädagogischen Einsatz tätig. Im Zeitraum meiner Bildungskarenz von November 2012 bis Juni 2013 besuchten wir einmal wöchentlich die Kinder der Mostviertler Montessorischule Aschbach in der auch ein Kindergarten integriert war. Ziel dieses Projekts war es, den Kindern einen sicheren Umgang mit dem Hund zu vermitteln, sowie die Förderung der Gruppengemeinschaft.

Mein persönliches Ziel war die Vorbereitung des Hundes auf seinen zukünftigen Arbeitsplatz; eine Kindergartengruppe mit Kindern im Alter von 2,5 – 6 Jahren.

Deswegen gilt mein Dank dieser Arbeit auch meinen eigenen Tiere, die mir seit meiner Kindheit notwendige und hilfreiche Erfahrungen für das Leben ermöglicht haben. Es ist unter anderem ihr Verdienst dass zahlreiche Lernprozesse stattgefunden haben, die mich zu dem machten was ich jetzt gerade bin.

2. Der Mensch und das Tier

Alle Kulturen des *Homo sapiens* sind in Beisein von Wölfen bzw. Hunden entstanden. Der Mensch teilt sogar mit ebendiesen sein soziales Gehirn, die soziale Intelligenz und seine Stressphysiologie, sodass echte Sozialbeziehungen zwischen Mensch und Tier möglich sind (vgl. KOTRSCHAL 2012, S.7).

Der Hund (*Canis lupus f. familiaris*) stammt vom Wolf (*Canis lupus*) ab. Darin sind sich Wissenschaftler einig (vgl. BLOCH 2004, S. 54). Laut DNA-Untersuchungen sind die beiden zu 99,96% miteinander verwandt (vgl. <http://www.hundefarm-eifel.de/index.php/kanadaprojekt> 6.4.2013).

2.1. Domestikation – Vom Wolf zum Hund

Die Domestikation des Hundes fand vor rund 12000 Jahren vor Christus statt, wo erstmals archäologische Funde in prähistorischen Siedlungen des Nahen Osten auftauchten. Der domestizierte Wolf war das erste Tier welches sich die Menschen zu Nutzen machten, dicht gefolgt von domestizierten Schafen und Ziegen. Etwa 3000 Jahre später wurden in Teilen Asiens auch Rinder und Schweine gezüchtet. Es folgten Pferde, Kamele und Geflügel (vgl. SERPELL 1990, S. 11f). Die Katze domestizierte sich im Prinzip selbst, indem sie die Getreidespeicher der Menschen aufsuchte um dort auf Jagd zu gehen (vgl. HAHLER 2011, S. 22f).

Die Verschiebung von der Jagd zur Landwirtschaft hat auch zu einem fundamentalen Wandel in der Beziehung der Menschen zum Tier geführt. Waren Tiere für den Jäger damals ebenbürtig und er ihnen gegenüber machtlos, so verschwand diese egalitäre Beziehung mit dem Aufkommen der Domestikation. Das Haustier war von nun an dem Menschen unterlegen und von ihm abhängig (vgl. SERPELL 1990, S.11ff).

2.1.1. Die Domestikation des Wolfes

Frauen sollen zu Urzeiten Wolfswelpen ihre Milch angeboten haben und diese so gesäugt und aufgezogen haben. Dieser Art der künstlichen Selektion tritt die der natürlichen Selektion gegenüber, die besagt dass sich der Wolf aufgrund seiner reduzierten Fluchtdistanz dem

Menschen von selbst anschloss (vgl. BLOCH 2004, S. 54). Daraufhin fand eine Auslese auf Zähmheit statt, die zum heutigen Vertreter Hund führte. Die Forschergruppe rund um R. WAYNE geht davon aus dass bereits vor 80 000 – 60 000 Jahren Erstkontakte mit Wölfen aus dem Nahen Osten erfolgten. Es handelte sich dabei noch um selbstständige, wolfsnahe Hundetypen (vgl. KOTRSCHAL in RADINGER 2013, S. 18ff). Andere molekularbiologische Forschungen haben ergeben, dass die Menschen in China aufgrund der allmählichen Sesshaftigkeit vor rund 16 000 Jahren jene Wölfe gehalten haben, aus denen sich später unsere Haushunde entwickelten. Diese sollen sich von dort aus überall verbreitet haben (vgl. MARS HEIMTIER-STUDIE 2013, S. 12).

Wie der Wolf aber nun wirklich zum Hund wurde ist bis heute umstritten. Man geht aber aufgrund der einzigartigen Vielfalt des hündischen Aussehens davon aus, dass die Domestikation auf natürlicher und künstlicher Selektion beruht (vgl. BLOCH 2004, S. 59).

Der Hund war das erste Tier, welches der Mensch domestizierte und welches durch die lange gemeinsame Entwicklungsgeschichte ein einzigartiges Gespür und Verständnis für menschliche Gestik und Mimik entwickeln konnte. Kein anderes Tier ist in so viele Lebensbereiche integriert. Dadurch entwickelten sich Rassen, die den menschlichen Bedürfnissen angepasst wurden, wie Jagd-, Hüte- und Wachhunde (vgl. PROTHMANN 2008, S.24). Die heute bekannten ca. 400 Hunderassen wurden aber erst in den letzten 150 Jahren gezüchtet (AGSTEN 2009, S.18). Dass ein Chihuahua gleichsam mit einem Bernhardiner vom Wolf abstammt, ist äußerlich nicht zu erkennen. Kein anderes Tier erscheint in so vielen Variationen und unterscheidet sich auch demnach in seinen Leistungen. Die Domestikation des Hundes erfolgte über Jahrtausende und war schon immer ein dynamischer Prozess. Immer wieder kam es zufällig oder bewusst zu Wolfseinkreuzungen, die sich in unseren modernen Hunden mehr oder weniger zeigen (vgl. KOTRSCHAL 2012, S. 182f).

2.1.2. Faszination Wolf

Wölfe gelten in vielen Kulturen, einst wie heute, als Brüder und Schwestern der Menschen. Ihre Lebensweise ist die des Menschen sehr ähnlich. „Mensch und Wolf sind zwar nicht bluts-, wohl aber wesensverwandt, sozusagen Mitglieder derselben ökologischen Familie.“, so Kurt

KOTRSCHAL (2012). Und als Familienmitglieder ist man sich nicht egal; man liebt oder hasst sich. Somit stehen Wolf und Mensch seit je her in einer ambivalenten Nahebeziehung aus derer die Stammesform Hund entstanden ist. Jener wurde nun zum Wegbegleiter über Jahrzehntausende, zum treuen Wächter, Kämpfer im Krieg, Jagdgefährten, Abfallbeseitiger oder schlicht Sozialkumpane (vgl. KOTRSCHAL 2012, S.8).

Vom Wolf geht etwas Mystisches aus. Er wird verehrt wie auch verachtet. Kein anderes Tier ist in der menschlichen Vorstellung so doppeldeutig vernetzt wie dieses. Der Wolf wird als Raubtier und gefährliche Bestie gesehen; im Märchen nimmt er immer die Gestalt des Bösen an. Die Angst die von diesem unbestimmten, aber immer mit uns lebenden Tier ausgeht, weicht dem Mut und Stolz der Krieger nach einer erfolgreichen Jagd. Für die Indianer und anderen Naturvölkern ist der Wolf ein Bruder, ein Totem, der Ursprung ihrer Existenz (vgl. ZIMEN 1990, S. 10f). Im 19. Jahrhundert wurde der Wolf zum Symbol von Härte, Ausdauer, Tapferkeit und einer autoritären Führungsgesellschaft. Jedoch bedeutet es nicht, dass diese Bezeichnung dem wahren Wesen des Wolfes entspricht (vgl. KOTRSCHAL 2012, S. 171).

2.1.3. Wie viel „Wolf“ steckt im Hund?

„Die beeindruckende Fähigkeit zur Geselligkeit, zur Kooperation auch mit anderen Arten, hat der Hund vom Wolf geerbt. Auch wenn sich Haushunde schon lange Zeit auf ein gemeinsames Leben mit dem Menschen spezialisiert haben, bleiben ihre klassischen Verhaltenseigenschaften trotzdem sehr wölfisch: sie sind sozial und territorial, sie sind Beutegreifer und – wenngleich aufgrund hervorragender Sinnesleistungen multifunktionsfähig – primär „Nasentiere“. Hunde verhalten sich überspitzt formuliert wie jugendliche Wölfe.“, schreibt der Kynologe Günther BLOCH auf seiner Homepage zur Erforschung von Wölfen in Kanada (<http://www.hundefarm-eifel.de/index.php/kanadaprojekt>, 6.4.2013).

BLOCH beschreibt hier sehr schön, dass der Hund letztendlich doch wölfische Verhaltensweisen aufzeigt, die sich im Laufe der Domestikation an den Menschen angepasst haben. Er bleibt ein Beutegreifer, obgleich das Ausmaß ein Zuchtmerkmal geworden ist. Hunde verhalten sich sozial und territorial ihrem Menschen gegenüber; sie bewachen Haus und Familie, welche stets an oberster Stelle steht.

Die Domestikation aller Tiere beruht auf der Selektion von Zahmheit und weniger Aggressionspotential. Dennoch darf man nicht behaupten dass Wölfe generell aggressiver seien als Hunde; sie leben dieses Potential nur anders aus. Laut KOTRSCHAL sind Hunde die freundlicheren Wölfe, da sie sich durch die Domestikation an das Leben mit Menschen angepasst haben (vgl. KOTRSCHAL in RADINGER 2013, S. 16).

Hunde zeigen ein ähnliches, wenn auch verarmtes Ausdrucks- und Kommunikationsverhalten wie Wölfe. Ihre soziale Wesensart und hohe Kooperationsbereitschaft entspricht denen ihrer Vorfahren wenn auch in unterschiedlicher Ausformung. Für einen Wolf ist sein Rudel, sind seine Artgenossen das Wichtigste; für den Hund ist es, außerhalb seiner Art, auch noch der Mensch der ihm Sicherheit gibt (vgl. KOTRSCHAL 2012, S. 174f). Der Aufbau starker sozialer Bindungen gilt demnach für beide: Wölfe tun dies untereinander; Hunde entwickeln eine spezielle Zuneigung zu bestimmten Einzelpersonen, welche sie als ihr Rudel ansehen (vgl. SERPELL 1990, S.128).

Durch seine außerordentliche Anpassungsbereitschaft an den Menschen, liegt die Fehltoleranz des Hundes wesentlich höher als beim Wolf. Dieser reagiert auf Kommunikationsunstimmigkeiten viel sensibler als sein domestizierter Nachfahre.

Zusammenfassend kann man sagen, dass der Wolf ein selbstständiger, innovativer und problemlösungsstarker Allrounder ist; der Hund im Gegensatz ein Spezialist auf verschiedenen Gebieten der mit seinem Menschen ein unschlagbares Team bilden kann (vgl. KOTRSCHAL 2012, S. 176 – 178).

3. Kommunikation

„Kommunikation meint sich mitteilen.“

(OTTERSTEDT in OLBRICH/OTTERSTEDT 2003, S.90)

„Man kann nicht nicht kommunizieren.“, sagte schon Paul WATZLAWICK (1969) und meinte damit unsere Körpersprache mit welcher wir unbewusst Signale aussenden. Diese Art der Kommunikation wird auch als analoge Verständigung bezeichnet und ist für den Umgang mit Tieren ein ganz wesentlicher Teil (vgl. BIELENBERG 2004, S. 6 und 9).

Spricht man von Kommunikation meint man damit einen Vorgang der

- zwischen zwei Personen abläuft.
- in der Regel verbal stattfindet.
- zur Informationsübermittlung dient.

WATZLAWICK et al. (1969) haben sich auch intensiv mit den psychologischen Aspekten der menschlichen Kommunikation beschäftigt, wobei drei Aspekte auch auf die Mensch-Tier-Kommunikation übertragbar sind:

- Es ist unmöglich nicht zu kommunizieren.
- Jede Kommunikation besitzt einen Inhalts- sowie einen Beziehungsaspekt.
- Informationsobjekte können in digitaler oder in analoger Form dargestellt werden.

(vgl. VERNOOIJ/SCHNEIDER 2008, S.15ff)

3.1. Die Verständigungsebenen des Menschen

Der Mensch unterscheidet sich vom Tier vor allem durch seine verbale Fähigkeit zur Kommunikation. Dabei wird vom Sender eine Botschaft in gesprochener Sprache an den Empfänger geleitet, der dazu in der Lage sein muss, diese Botschaft zu entschlüsseln (= digitale Kommunikation) (vgl. PROTHMANN 2008, S. 35). Dass dies nicht immer problemlos umgesetzt werden kann, zeigen alltägliche Missverständnisse zwischen uns und unseren Kommunikationspartnern.

3.1.1. Analog vs. Digital

Die nonverbale, oder auch analoge Kommunikation genannt, benötigt keinen Umwandlungsprozess. Über unseren Blickkontakt, unsere Mimik, der Körperhaltung und -bewegung, anhand von Berührungen und vokalen nonverbalen Zeichen wie Stimmhöhe, Lautstärke und Sprechtempo, senden wir andauernd (oft unbewusst) Signale und kommunizieren über diese (vgl. PROTHMANN 2008, S. 35). Bis zu 80% des menschlichen Dialogs findet nonverbal statt (vgl. BIELENBERG 2004, S.12). Es ist die ehrliche Sprache, wie OLBRICH (2003) sie nennt und jene die Verbundenheit erfahren lässt (OLBRICH in OLBRICH/OTTERSTEDT 2003, S. 41 und 85).

Analoge Kommunikation lässt Beziehung entstehen und ist demnach darauf ausgerichtet, emotionale Inhalte auszudrücken. Signale die unser Körper analog sendet, können wir nicht beeinflussen bzw. unterdrücken (vgl. PROTHMANN 2008, S. 36-41). Wenn wir zum Beispiel sagen: „Ich bin fröhlich.“, die Körperhaltung jedoch eingesackt wirkt und der Blick matt und müde, wird uns das niemand glauben.

„Worte können lügen. Unsere Körpersprache jedoch nicht: Als elementare Form des Selbstaushdrucks spiegelt sie unsere Gefühle und unser Innenleben wieder. Gedanken, Haltung, Gestik, Mimik, Atmung, Blickkontakt, Bewegungen im Raum, Distanz und Nähe: All diese Elemente zusammen machen den Gesamteindruck einer Person aus.“
(TRUCKENBRODT/FIEGLER in VERNOOIJ/SCHNEIDER 2008, S. 23f)

Die digitale Kommunikation erlaubt dem Menschen sich sprachlich, verbal auszudrücken und dient dazu, Sachinhalte an einen bestimmten Empfänger zu übermitteln. Es werden dabei Informationen *über* Dinge mitgeteilt, um Wissen weiterzugeben (vgl. OLBRICH in OLBRICH/OTTERSTEDT 2003, S. 85).

Trennen kann man die beiden menschlichen Kommunikationsmöglichkeiten aber kaum; vielmehr ergänzen sie sich. Je besser dies funktioniert umso authentischer ist ihre Wirkung auf andere (vgl. VERNOOIJ/SCHNEIDER 2008, S. 19).

3.1.2. Die Sprache des Kindes

Der Ursprung unserer Sprache ist die nonverbale Kommunikation. Ein Baby greift nach etwas oder schreit wenn es Hunger hat. Es ist nicht dazu fähig Worte zu benutzen. Wenn der erwachsene Mensch mit einem Kleinkind in Kontakt tritt, so benutzt er auch vermehrt seine Ressourcen der analogen Kommunikation (vgl. PROTHMANN 2008, S. 41). Ein nonverbal interagierender Mensch lässt sich auf das Gebiet der Beziehungen ein, wo intensive Gefühlszustände ihren Ausdruck finden. Positive wie negative Emotionen wie Liebe, Zuneigung, Mitgefühl, Trauer, Wut und Angst werden zumeist auf der analogen Schiene offenbart.

Im Alter von 6-7 Monaten beginnen Kinder spielerisch alle möglichen Sprachlaute zu üben (HAUG-SCHNABEL/BENSEL, 2000). Erfahren sie dabei das Interesse der Erwachsenen, so entsteht ein neuer Sprechanreiz. Laut HAUG-SCHNABEL/BENSEL benötigt das Kind einen bereitwilligen Zuhörer, der seine Signale auch entziffern möchte. Dieser Dialog ist nicht nur ein Austausch von Silben und Worten, sondern umfasst Mimik und Gestik und die Befindlichkeit des Erwachsenen, sprich seine Emotionen, deren Bedeutung das Kind nachspürt (vgl. HAUG-SCHNABEL/BENSEL in SPOT: So geht's mit Krippenkindern 2004, S. 10f).

3.2. Die Sprache des Hundes: wortlos und leise

Auf meine Frage wie sich Hunde verständigen, die ich an Kindergartenkinder und Schüler in meinem Arbeitsumfeld stellte, hörte ich als Erstantwort immer: „Durch Bellen!“ Dass der akustische Austausch unter Hunden aber nur einen kleinen Teil ihrer Kommunikationsmöglichkeit ausmacht, wird im nächsten Kapitel erläutert.

3.2.1. Die analoge Kommunikation

Analogie bedeutet Übereinstimmung, Ähnlichkeit. Inhalt und Ausdrucksform einer Informationsmitteilung weisen ein Ähnlichkeitsverhältnis auf und können ohne Nutzung von festgelegten Symbolsystemen, wie es zum Beispiel Worte sind, übermittelt und auch verstanden werden (vgl. VERNOOIJ/SCHNEIDER 2008, S. 18).

Tiere kommunizieren miteinander auf dieser analogen, nonverbalen Ebene. Es ist die Sprache des Ursprungs; mit ihr werden alle Lebewesen, inklusive Mensch, geboren.

Für das Tier hat die verbale Sprache kaum Bedeutung. Es ist vielmehr nur in der Lage, seinen jeweiligen Ist-Zustand zu übermitteln: „Hier bin ich, ich tue dies (oder das) in dieser (oder jener) Stimmung.“ Dies geschieht vor allem über den Körper; aber auch der Geruchssinn spielt eine wichtige Rolle in der Erkennung Anderer und dem Lesen von Spuren (vgl. ZIMEN 1990, S. 54, 63).

„Kommunikation setzt voraus, dass zwischen Sender und Empfänger Übereinstimmung herrscht über die Bedeutung der Signale.“, schreibt ZIMEN (1990). Er betont auch, dass zur Kommunikation die Beziehung zwischen dem Signal und seiner Deutung gehört, die sich im Verhalten beider Tiere ausdrückt (ZIMEN 1990, S. 58).

3.2.2. Die Beschwichtigungssignale – Calming Signals

Das Ausdrucksverhalten von Hund und Wolf weist gewisse Parallelen auf, wobei der Vorfahre dem Nachkommen überlegen ist. So verfügt der Wolf laut D. FEDERSEN-PETERSEN (2002) „mindestens über 21 unterscheidbare mimische Signale, 12 Ohrenstellungen sowie 11 verschiedene Kopfhaltungen mit Signalcharakter.“ (BLOCH 2004, S. 91).

Als Konfliktvermeidendes Tier verfügen Hunde über dieselben Strategien wie Wölfe. Beide setzen Beschwichtigungs-, Beruhigungs- und Drohsignale ein (vgl. BLOCH 2004, S. 91). Sie benutzen diese Signale um Konflikte vorzubeugen bzw. sie erst gar nicht entstehen zu lassen.

Das Tier steht in ständigem Kontakt mit dem Menschen. Über seine Körpersprache versucht der Hund auf das Verhalten des menschlichen Individuums Einfluss zu nehmen, indem er Beschwichtigungssignale einsetzt. Er besitzt die Fähigkeit, Signale einer Person äußerst sensibel wahrzunehmen und dementsprechend darauf zu reagieren (vgl. RUGAAS 2001, S.19 und VERNOOIJ/SCHNEIDER 2008, S. 23). So hat zum Beispiel ein Gähnen nicht nur etwas mit Müdigkeit zu tun, sondern ist zumeist eine Antwort auf des Menschen korrelierendes Verhalten zu dem was er körpersprachlich zeigt und dem was er verbal sagt.

3.2.3. Gähnen, Kopf wegrehen, Lecken – Signale des Hundes und ihre Bedeutung



Abb. 1: Beschwichtigungssignale

Bei den oben gezeigten Abbildungen handelt es sich um Beschwichtigungs- und Abbruchsignale, die der Hund bei Stress, Bedrängung oder zu direkter Annäherung zeigt um Situationen zu entschärfen und sich selbst und andere zu beruhigen (vgl. RUGAAS 2001, S. 25-49).

Die Rute:

Die Stellung der Rute spielt eine besondere Rolle im Ausdrucksverhalten des Hundes. Es gibt zahlreiche Möglichkeiten wie sich das Tier damit mitteilen kann. So steht der erhobene Schweif für Selbstsicherheit und Dominanz und wirkt drohend. Eine eingezogene Rute deutet dagegen Ängstlichkeit an. Wedeln bedeutet Aufregung, welche positiv wie negativ besetzt sein kann (vgl. HALLGREN 2001, S. 46f).

Für die tiergestützt arbeitende Pädagogin ist es von enormer Wichtigkeit, diese oft minimalen Gesten zu erkennen und darauf entsprechend zu reagieren. Ein Hund der Stress empfindet muss die Möglichkeit bekommen, die Gruppe verlassen zu können.

3.3. Der Dialog: eine Basis für Mensch und Hund

„Der Dialog mit Tieren erlaubt Menschen [...] eine emotionale Öffnung.“

(BIELENBERG 2004, S. 18)

„Wer mit Tieren zusammenlebt ist der festen Überzeugung, dass zwischen Mensch und Tier Kommunikation möglich ist.“ (PROTHMANN 2008, S.22). Für das Gelingen dieser ist aber ein beidseitiger Lernprozess erforderlich. Auf der einen Seite muss der Mensch seine nonverbale Sprache bewusster einsetzen und die des Hundes verstehen lernen. Auf der anderen Seite muss der Hund des Menschen verbale und nonverbale Signale verknüpfen können, um deren Bedeutung zu erfassen.

Grundsätzlich ist der Hund, so fanden Psychologen und Biologen heraus, besser im Stande menschliche Gestik und Mimik zu verstehen, als die uns genetisch näher stehenden Schimpansen (vgl. PROTHMANN 2008, S. 22).

Der Hund ist ein sehr feiner Beobachter der unseren Gemütszustand reflektiert, den der Mensch oftmals auch zu verbergen versucht. So nimmt er zum Beispiel unsere Stimmungslage auf und ist in der Lage in das Innere des Menschen zu sehen. Deshalb ist er für uns ein verlässlicher Dialogpartner von dem wir uns verstanden fühlen (vgl. FRÖMMING 2006, S. 20-23).

3.3.1. Der leise Dialog

Der Dialog zwischen Hund und Mensch findet in erster Linie über die analoge Kommunikation statt, da der Hund zuerst visuelle Signale (= Körperhaltung und Mimik) aussendet; erst zuletzt akustische. Der Mensch muss sich dieser nonverbalen Ebene anpassen um erfolgreich mit dem Hund kommunizieren zu können. Die Fähigkeit zu diesem ursprünglichen Verständnis des Informationsaustausches wird bereits in den ersten Lebensjahren erworben. Durch die Fokussierung auf die verbale Kommunikationsfähigkeit rückt die nonverbale Interaktion aber immer mehr in den Hintergrund (vgl. PROTHMANN 2008, S. 39).

Besonders gut gelingt der Dialog, wenn der Mensch versucht, das arttypische Verhalten des Tieres in die Kommunikation mit einzubeziehen und seine Ausdrucksweisen darauf abzustimmen (OTTERSTEDT in OLBRICH/OTTERSTEDT 2003, S. 102). Deshalb ist es wichtig und für den tiergestützten Einsatz im pädagogischen bzw. therapeutischen Bereich unabdingbar, die Beschwichtigungssignale des Hundes zu kennen und angemessen darauf reagieren zu können.

Eine Aussage von WATZLAWICK (2003) soll in den nächsten Themenpunkt einführen: „Überall, wo die Beziehung zum zentralen Thema der Kommunikation wird, erweist sich die digitale Kommunikation als fast bedeutungslos.“ (PROTHMANN 2008, S. 41).



Abb. 2 und 3: wortlose Verständigung

4. Die Mensch-Tier-Beziehung

Beziehung zwischen Mensch und Tier besteht seit eh und je (vgl. VERNOOIJ/SCHNEIDER 2008, S.4). Die Qualität dieser hat sich jedoch im Laufe der Geschichte gewandelt.

Spätestens zum Zeitpunkt der Namensgebung existiert beziehungsweise eine Verbundenheit zwischen Mensch und Heimtier. Es wird wie ein Familienmitglied behandelt, wonach auch für seine Bedürfnisse aufgekommen werden muss. Neben optimaler Fütterung und das Bereitstellen eines geeigneten Schlafplatzes, steht auch die Beschäftigung mit dem Tier und das Herstellen erforderlicher Sozialkontakte im Mittelpunkt. Der Tierbesitzer muss dafür sorgen, dass das Tier gesund und zufrieden bleibt. Somit birgt ein Heimtier auch eine gewisse finanzielle Belastung, wobei schon die regelmäßige, gesundheitliche Vorsorge beim Tierarzt wie Impfungen und Entwurmungen kostspielig sein können (vgl. SERPELL 1990, S.22f).

4.1. Frühzeitige Beziehung

Obwohl Tiere früher in erster Linie als Nahrungslieferanten, Fortbewegungsmittel oder für den Jagdeinsatz eingesetzt wurden, herrschte doch immer eine eigene Art der Faszination für diese Geschöpfe. So kann man dies zum Beispiel an den steinzeitlichen Höhlenmalereien erkennen, welche eine spirituelle Bedeutung für die Menschen hatten. Man fand unter anderem Grabstätten wo Mensch und Hund gemeinsam aufgebahrt wurden. Aber auch in der Zeit des griechischen Philosophen Aristoteles (384 – 322 v. Chr.) und später bei Rene Descartes (1596 – 1650), die beide das Tier als „vernunftloses“ Wesen ohne Empfindungen und Wahrnehmung betrachteten, führten die Menschen zu bestimmten Haustieren eine persönliche und emotional besetzte Beziehung (vgl. MARS HEIMTIER-STUDIE 2013, S. 12ff).

Bei bestimmten Indianervölkern wurden Frauen beobachtet, die jungen Säugetieren die Brust gaben wie bei ihren eigenen Kindern. Auch kauten diese sogar pflanzliche Nahrung vor. Laut Stephan HUGH-JONES (1985) haben diese Menschen ganz einfach Freude daran, ihre

Heimtiere zu pflegen und zu versorgen. Diese Tiere werden als integraler Bestandteil der Gemeinschaft angesehen (vgl. SERPELL 1990, S.68, 70).

Die Ansicht, das Tier als reines Nutztier zu sehen, wich immer mehr mit Fortschritt der Industrie. Vor allem im städtischen Raum brachte man Hund und Co. in den Kreis der Familie ein und übernahm sogar die tierärztliche Versorgung (vgl. MARS HEIMTIER-STUDIE 2013, S. 12ff).

4.2. Beziehung heute

Nach heutigem aktuellem Standpunkt leben in Deutschland etwa 22 Millionen Heimtiere; davon 5,4 Millionen Hunde. Als beliebtestes Heimtier ist die Katze mit 8,2 Millionen vertreten. Das bedeutet, dass sich Menschen in jedem dritten Haushalt ihren Alltag mit einem oder mehreren Heimtieren teilen (vgl. MARS HEIMTIER-STUDIE 2013, S. 22-26).

In Österreich sieht es ähnlich aus. Auch hier ist die Katze Vorreiter aller Heimtiere mit 1,5 Millionen. Das sind 26% aller Haushalte. 581 000 Hunde leben in 17% der österreichischen Haushalte (<http://www.petcom.at/index/marktdaten/heimtier-population.html>, 3.5.2013).

Die Mars Heimtier-Studie 2013 belegt auch dass die Zahl der Alleinlebenden immer mehr ansteigt. Von den knapp 16 Millionen Single-Haushalten sind 28% Tierbesitzer. Das Tier wirkt als sozialer Katalysator und erleichtert den Kontakt zu anderen Menschen (vgl. MARS HEIMTIER-STUDIE 2013, S. 32).

Das Heimtier stellt für den Menschen aber nicht nur einen Ersatz für zwischenmenschliche Beziehungen dar. Vielmehr ergänzt es ihn in seinem Dasein (vgl. SERPELL 1990, S. 147).

Der Tierbesitzer selbst nennt zentrale Begriffe wie „Gesellschaft“ und „Freundschaft“ als Hauptgrund für die Haltung von Heimtieren. Mit dem Tier wird eine Beziehung eingegangen, wo ein liebevolles Verhältnis vorherrscht, ähnlich dem von engen Freunden (vgl. SERPELL 1990, S. 110).

Der Hund fungiert heute überwiegend als Sozialpartner. Tatsächliche Leistungen in Zusammenarbeit mit seinem Menschen bringen nur ein geringer Prozentsatz als Rettungs-, Polizei-, Schnüffel- oder Jagdhund auf (vgl. KOTRSCHAL 2012, S. 204).

4.3. Warum eigentlich Beziehung?

Eine Studie des psychologischen Instituts der Universität Bonn nennt Bedürfnisse die durch Hund und Katze befriedigt werden können (geht man von einer positiv besetzten, partnerschaftlichen Mensch-Tier-Beziehung aus):

- Geselligkeit, Partnerschaft, Freundschaft
- Lebensfreude und Lebenszufriedenheit, Fröhlichkeit
- Soziale Anregung, Vermeidung von Langeweile und Einsamkeit
- Abwechslung, Ablenkung von Alltagsängernissen und Krankheit
- Sympathie, Zuneigung und Zärtlichkeit
- Behaglichkeit, Atmosphäre
- Übernahme von Verpflichtung und Verantwortung – aktiver Lebensstil
- Ruhe, Beruhigung
- Schönheit, Attraktivität, Eleganz
- Anerkennung, Prestige
- Schutz und Geborgenheit
- Ordnung des Tagesablaufs
- Gewinnung sozialer Kontakte

(HAHSLER 2011, S.52)

Anhand dieser Liste lässt sich die ganzheitliche Wirkung eines Tieres auf den Menschen erkennen. Dass dieses Wissen darum schon länger besteht, zeigt der nächste Abschnitt.

4.3.1. Ein geschichtlicher Überblick über die bekannte Wirkung von Tieren auf Menschen

Laut McCULLOCH (1983) ist aus Gheel in Belgien der Einsatz von Tieren für therapeutische Zwecke aus dem achten Jahrhundert bekannt. Weiter nannte er auch das 1792 gegründete York Retreat, eine Anstalt für Geistesranke, die Gärten pfl egten und kleine Tiere hielten. Dieses aktivitätsorientierte und nicht strafähnliche System war nach McCULLOCH ein Vorreiter der heutigen humanen Behandlungsnormen für Geistesranke.

Einen immer schon wesentlichen Teil spielten Tiere im Behandlungszentrum für Epileptiker in Bielefeld Bethel. Gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts befanden sich dort ein Wildpark, Bauernhoftiere, Hunde, Katzen und Käfigvögel. Auch Reittherapie wurde angeboten (vgl. McCULLOCH in Internationales Symposium zur Mensch-Tier Beziehung 1983, S.26). Florence NIGHTINGALE (1820 – 1910), die als Begründerin der modernen Krankenpflege gilt, erklärte dass „ein kleines Haustier oft ein hervorragender Kamerad für den Kranken“ sei (MARS HEIMTIER-STUDIE 2013, S.15).

Diese eben aufgezeigten Einsätze von Tieren in der Therapie wurden aber nie dokumentiert.

Erste dokumentierte Einsätze erfolgten 1942 in einem Krankenhaus für Kriegsveteranen in New York. Vor allem Nutztiere dienten dort zur Erholung und Normalisierung des Lebens der Menschen (vgl. McCULLOCH in Internationales Symposium zur Mensch-Tier Beziehung 1983, S.26).

Jener Pionier der bis heute als Entdecker des Hundes als sozialer Katalysator für menschliche Interaktionen gilt, ist Boris LEVINSON. Der amerikanische Kinderpsychiater prägte 1969 erstmals den Begriff „Heimtiertherapie“ („pet therapy“) um den Einsatz von Tieren bei der Behandlung von psychischen Störungen zu beschreiben. Sein Hund Jingles wirkte in der Rolle des „Eisbrechers“ als Mittler zwischen dem verhaltensgestörten Jungen und Levinson. Er schaffte es, eine gemeinsame Kommunikation zwischen Patient und Therapeut herzustellen und dessen ablehnende Haltung im Kontakt mit anderen Menschen zu mildern (vgl. BREUER 2008, S. 31 und SERPELL 1990, S.94).

Die Psychiater Aaron KATCHER und James LYNCH beschäftigten sich gemeinsam mit der Soziologin Erika FRIEDMANN mit den Überlebenschancen von Herzinfarktpatienten nach deren Entlassung aus dem Krankenhaus. Ergebnis dieser Studie war, dass Patienten mit einem Heimtier signifikant bessere Überlebens- und Genesungschancen hatten als jene ohne. Die Art des Heimtieres spielte dabei keine Rolle (vgl. GREIFFENHAGEN 2007, S.32).

4.3.2. Studien zur Mensch-Tier-Beziehung

In seinem Buch „Das Tier und wir – eine Beziehungsstudie“ beschreibt James SERPELL (1990) verschiedene Studien der Mensch-Tier-Beziehung, deren Ergebnisse hier nun zusammengefasst sind:

- Menschen die eine liebevolle Einstellung zu ihren Hunden haben, weisen auch die gleiche Haltung gegenüber ihren Mitmenschen auf.
- Tierbesitzer die viel Zeit im aktiven Umgang mit ihrem Hund verbringen, zeigen ein signifikant größeres Bedürfnis nach Beziehung zu ihren Mitmenschen als passive Tierbesitzer. Dies bestätigt die These dass ein Heimtier sozialer Vereinsamung entgegen wirkt.
- Tierbesitzer sind hilfsbereiter, verlässlicher, optimistischer und selbstbewusster als Menschen ohne Heimtier. Diese Studie wurde mit älteren Menschen durchgeführt.

Beim letzten Punkt liegt der Grund für diese Unterschiede zu Menschen ohne Heimtiere, wohlmöglich in der Kindheit. Menschen, die in jungen Jahren vielfache Erfahrungen mit Tieren gemacht haben, schafften sich vermehrt auch als Erwachsener ein Heimtier an und blieben dabei der Tierart aus der Kindheit oft treu.

Gleichzeitig schreibt SERPELL „dass es keinerlei fundierte Beweise dafür gibt, dass die Mehrheit der Heimtierbesitzer sich von anderen Menschen unterscheidet oder dass sie ihre Tiere als Ersatz für zwischenmenschliche Beziehungen hält.“ (vgl. SERPELL 1990, S. 43-47).

Im Nachfolgenden soll nun auf das „Warum“ der Wirkung von Tieren auf Menschen eingegangen werden.

4.3.3. Die Biophilie-Hypothese

„Wir werden von der Erde geprägt. Die Charakteristiken der Umgebung, in der wir uns entwickeln, formen unser biologisches und geistiges Sein und die Qualität unseres Lebens.“

(René DUBOS 1969 in OLBRICH/OTTERSTEDT 2003, S.74)

Biophilie meint das Bedürfnis der Menschen mit anderen Formen des Lebens in Verbindung zu sein. „Menschen [haben sich] in der Evolution doch stets zusammen mit anderen Lebewesen entwickelt [...]. Über Millionen von Jahren hinweg haben sie wahrscheinlich eine biologisch fundierte Affinität zum Leben und zur Natur ausgebildet.“, so Soziobiologe Edward O. WILSON (1984, 1993), der den Begriff der Biophilie 1984 geprägt hat (OLBRICH 2003 in OLBRICH/OTTERSTEDT, S. 69). Gemeinsam mit Stephen R. KELLERT (1993, 1997) vertritt er die These, dass Biophilie nicht ein einfacher Instinkt ist, sondern ein komplexes Regelsystem, welches spezifisch individuell sein kann (vgl. VERNOOIJ/SCHNEIDER 2008, S. 4).

„Biophilia is not a single instinct but a complex of learning rules that can be teased apart and analyzed individually.“ (WILSON 1993 in VERNOOIJ/SCHNEIDER 2008, S.4).

KELLERT (1993) geht von neun Aspekten der Biophilie aus, die in tiergestützten Interventionen mehr oder weniger zum Tragen kommen:

- Utilitaristischer Aspekt (= das Tier als Nahrungslieferant)
- Naturalistischer Aspekt (= Zufriedenheit und Entspannung durch den Kontakt mit Natur)
- Ökologisch-wissenschaftlicher Aspekt (= Wissenserwerb)
- Ästhetischer Aspekt (= Anziehungskraft ausgelöst durch die Schönheit der Natur)
- Symbolischer Aspekt (= Anreiz für Identifikationsprozesse)
- Humanistischer Aspekt (= tief erlebte, emotionale Verbundenheit mit der Natur)
- Moralischer Aspekt (= Ehrfurcht und Verantwortung)
- Dominanz-Aspekt (= Kontrolle und Beherrschung über die Natur)
- Negativistischer Aspekt (= Angst vor bestimmten Aspekten der Natur)

(vgl. VERNOOIJ/SCHNEIDER 2008, S. 6f)

Der Begriff “Biophilie” setzt sich aus dem altgriechischen „bios“ = Leben und „philia“ = Liebe zusammen und meint wörtlich die Liebe zum Leben (<http://de.wikipedia.org/wiki/Biophilie>, 11.8.2013).

Nach WILSON (1984) und KELLERT (1993) hat der Mensch das Bedürfnis nach Verbindungen zu belebter und unbelebter Natur; er ist sich seiner Abhängigkeit von ihr

instinktiv bewusst. Dazu zählen Tiere, Pflanzen aber auch Landschaften und Ökosysteme (vgl. VERNOOIJ/SCHNEIDER 2008, S.5).

Wenn man bedenkt dass diese innere Verbundenheit im heutigen Zeitalter der Industrialisierung und Reizüberflutung durch Medien immer mehr in den Hintergrund rückt und kaum noch wahrgenommen wird, wirkt die Begegnung mit Tieren umso positiver auf das Wesen Mensch (vgl. VERNOOIJ/SCHNEIDER 2008, S.5).

Erhard OLBRICH meint dazu:

„Tiere wirken sicher nicht bio-chemisch oder instrumentell auf kranke Organe oder auf den Organismus, sondern Tiere stärken oder bereichern das Gefüge von Beziehungen zwischen der Person und ihrer belebten Umgebung, und sie tragen dazu bei, dass auch [...] innerhalb der Person, eine Verbundenheit zwischen bewussten und unbewussten, zwischen kognitiven und emotionalen, zwischen implizit-erfahrungsgeleiteten und explizit-kontrollierenden Prozessen verbessert wird.“ Des Weiteren meint er dass *„Tiere nicht wie eine Arznei wirken und sie deshalb nicht als Wirkfaktoren zu verstehen sind, sondern Beziehungsprozesse hervorzuheben sind.“*

(OLBRICH in OLBRICH/OTTERSTEDT 2003, S.69 und 73)

Werden Begegnungen mit Tieren ausgelöst, so sind die Effekte meist sozialer Natur. Tiere sind soziale Katalysatoren; sie erleichtern den sozialen Austausch mit Menschen und lassen alle Beteiligten attraktiver erscheinen (vgl. OLBRICH in OLBRICH/OTTERSTEDT 2003, S76).

4.3.4. Die Du-Evidenz

Die Du-Evidenz bezeichnet die Tatsache, dass Menschen und höhere Tiere eine Beziehung miteinander eingehen können, die denen gleicht, die Menschen bzw. Tiere untereinander eingehen. Es bedarf dabei auch keiner Sprache (FRÖMMING 2006, S.19).

Laut GREIFFENHAGEN stellt sie die Grundlage für eine Beziehung zwischen Mensch und Tier dar; eine Beziehung auf partnerschaftlicher Ebene. Wird das Tier als Genosse angesehen, so bekommt es personale Qualitäten zugeschrieben; es bekommt einen Namen und erlangt dadurch Individualität. Das Tier findet Eingliederung als Familienmitglied, zu dem

emotionale Bindung besteht und setzt sich somit von seinen Artgenossen ab (vgl. GREIFFENHAGEN 2007, S.23 und VERNOOIJ/SCHNEIDER 2008, S.9).

Der Begriff der Du-Evidenz wurde 1922 von Karl BÜHLER für den zwischenmenschlichen Bereich geprägt und 1931 von GEIGER auf die Mensch-Tier-Beziehung übertragen (AGSTEN 2009, S.30). GREIFFENHAGEN erennt sie sogar als „unumgängliche Voraussetzung dafür, dass Tiere therapeutisch und pädagogisch helfen können.“ (GREIFFENHAGEN 2007, S.24).

Nach BROCKMANN bezeichnet „Du-Evidenz“ die Gewissheit von Ähnlichkeit. Jener Vorgang ist autonom, deutlich gefühlsbegleitet und schwer kontrollierbar (VERNOOIJ/SCHNEIDER 2008, S. 8).

Es sei auch erwähnt dass der Mensch zum Anthropomorphismus neigt; der Vermenschlichung von Tieren. Beziehung zwischen Tier und Mensch wird deshalb immer ungleich bleiben (vgl. GREIFFENHAGEN 2007, S.24).

5. Der Wert des (Therapie)hundes in der Kindergartenpädagogik

5.1. Begriffsdefinition: Therapiehund

„Der Therapiehund ist ein gut sozialisierter Hund, der über ausreichenden Gehorsam verfügt, mit besonders hoher Toleranzschwelle gegen Menschen aber auch gegen andere Tiere.“, schreibt Helga WIDDER, Stellvertreterin im Verein ESAAT, der „European Society for Animal Assisted Therapy“ und im Vorstand des Vereins Tiere als Therapie auf gleichnamiger Homepage.

Sie erklärt weiter: „Das Tier bildet mit seinem/r Besitzer/in ein Team, das gemeinsam im Einsatz ist. Eine Überforderung der Tiere durch zu langen oder/und zu häufigen Einsatz ist unbedingt zu vermeiden, auf das Abbauen des arbeitsbedingten Stresses der Tiere ist zu achten (<http://www.tierealstherapie.org/definitionen.php>) und (<http://www.oeggerimed.at/gesamt/handout-VereinspraesentationinklESAATHelgaWidderSchuleWilheminspital2012.pdf>) beides (6.4.2013).

Somit wird der Therapiehund nicht als solcher geboren und gehört auch keiner bestimmten Rasse an. Vielmehr handelt es sich um eine zeitintensive Ausbildung für Mensch und Hund, in welcher die Bindung des Hundes zu „seinem Menschen“ die wichtigste Voraussetzung darstellt (vgl. RÖGER-LAKENBRINK 2011, S. 22, 24, 34).

5.2. Begriffsdefinition: Tiergestützte Interventionen

Grundsätzlich unterscheidet man laut der amerikanischen Organisation „Delta Society“, zwischen Tiergestützten Aktivitäten und Tiergestützter Therapie. Ersteres umfasst sogenannte Tierbesuchsdienste.

Unter Tiergestützter Therapie versteht man folgendes: „AAT [Animal-Assisted Therapy] ist eine zielgerichtete Intervention, bei der ein Tier, welches spezifische Merkmale aufweist, integraler Bestandteil des Behandlungsprozesses ist. AAT ist gerichtet und/oder gebunden an

qualifizierte Experten der Gesundheits- und Sozialdienste mit spezifischer Ausbildung, die das Tier in ihrem Berufs-/Praxisfeld einsetzen. Der Behandlungsprozess ist zu dokumentieren und zu überprüfen.“ (VERNOOIJ/SCHNEIDER, 2008, S. 30f).

5.3. Das Therapiehundeteam

Der Hund selbst darf nicht als die Therapie an sich zu verstehen sein. Er besitzt eine begleitende und unterstützende Funktion, die immer in Anwesenheit des geschulten Hundeführers, in diesem Fall der Kindergartenpädagogin, erfolgt (vgl. RÖGER-LAKENBRINK 2011, S. 31).

5.3.1. Wichtige Faktoren für ein gut funktionierendes Team

Wie schon erwähnt, ist die Bindung zum Hund und eine vertrauensvolle Beziehung zueinander Basis für die weitere Entwicklung (RÖGER-LAKENBRINK 2011, S. 34).

Zum Therapiehundeteam gehören:

1. Der Hund:

Dieser muss keiner gewissen Rasse entsprechen, sollte unter anderem jedoch

- Menschenbezogen und ein freundliches Wesen gegenüber anderen Menschen aber auch anderen Tieren aufzeigen
- Gerne berührt und gestreichelt werden
- Eine hohe Toleranz- und Reizschwelle besitzen
- Ein gepflegtes Auftreten haben
- Gesund und geimpft sein
- Wenig schreckhaft und ängstlich sein
- Einen Grundgehorsam mitbringen

2. Der Mensch:

Auch für die Kindergartenpädagogin, sprich, der Hundebesitzerin gelten einige Grundwerte, die für ein erfolgreiches Mensch-Hunde-Team Bedeutung haben. Neben einer vertrauensvollen Bindung zwischen Mensch und Tier sind unter anderem auch

- Wissen über Haltung, Pflege, Gesundheit und Ernährung des Hundes wichtig.
- Soziale Kompetenzen und psychische Belastbarkeit erforderlich.
- Kontaktfreude, Neugierde und Offenheit von Vorteil.
- Die Fähigkeit zur Selbstreflexion und der Arbeit im Team nötig.

(vgl. RÖGER-LAKENBRINK 2011, S. 34 - 37)

5.3.2. Schutzobjekt Hund

Auch wenn der Mensch und sein Tier, in diesem Fall der Hund, ein geeignetes und geprüftes Therapie-Team darstellen, so bleibt der Hund trotzdem und erstrangig immer Hund. Dieses Recht auf „Hund sein“ muss geschützt werden. In den 1990er Jahren hat sich deshalb ein internationaler Dachverband aller Organisationen gegründet, die im Forschungsfeld der Mensch-Tier-Beziehung tätig sind und sich für die Gesundheit und das Wohlergehen der eingesetzten Tiere engagieren. Dieser nennt sich IAHAIO – „International Association of Human-Animal Interaction Organisations“.

Es folgt ein Auszug aus den Prager Richtlinien der IAHAIO (1998):

- Das Tier muss artgerecht untergebracht und betreut werden und darf nur durch Methoden der positiven Verstärkung ausgebildet werden.
- Es werden alle Vorkehrungen getroffen, damit das Tier keinen negativen Einflüssen ausgesetzt ist.
- Der Einsatz des Tieres in therapeutischer bzw. helfender Funktion, sollte in jedem Fall eine begründete Erfolgsaussicht gewähren.
- Die Einhaltung von Mindestvoraussetzungen muss garantiert sein; im Hinblick auf Sicherheit, Risikomanagement, körperliches und psychisches Wohlbefinden, Gesundheit, Vertraulichkeit und Entscheidungsfreiheit.

Das Therapietier ist kein „Wunderheiler“ und darf auch nicht als das „Therapiemittel“ an sich gewertet werden. Es muss vor Überforderung bewahrt werden und benötigt ein entspanntes Ausgleichsprogramm, welches nicht nur einen Spaziergang beinhaltet. Der Kontakt mit Artgenossen ist besonders wichtig; ebenso wie das Ruhebedürfnis des Tieres. Oft unterschätzt man, welchen Schwingungen (positiv und negativ) das Tier innerhalb einer Arbeitseinheit ausgesetzt ist, welches diese Energien viel intensiver aufnimmt als der Mensch. Des Weiteren bedarf der Hund eines Rückzugsraumes, der ihm jederzeit zur Verfügung steht (vgl. RÖGER-LAKENBRINK 2011, S. 40-44).

Die Kindergartenpädagogin muss diesen Richtlinien bewusst sein und ihnen gerecht werden, möchte sie ihren Hund tiergestützt einsetzen.

5.4. Warum Kinder Tiere brauchen

In der heutigen Zeit ist die Bedeutung eines Tieres für ein Kind größer als bisher. Durch die vielfache Modernisierung und Automatisierung geht der Bezug zur Natur, zum eigentlichen Lebensumfeld immer mehr verloren. Standen die Kühe früher noch auf der Weide, so bringen sie viele Kinder heute mit der Farbe Lila und Schokolade in Verbindung.

R. BERGLER meint dazu: „Ein Tier, ganz egal ob Wellensittich oder Neufundländer, Meerschweinchen oder Hauskatze, bringt einem Kind dieses Erleben [von Natur] wieder nahe, führt es an die Natur und ihren Ablauf ganz spielerisch wieder heran.“ (http://www.familienhandbuch.de/cms/Erziehungsbereiche_Tiere.pdf 11.8.2013).

Man könnte hier wieder auf die Biophilie-Hypothese zurückgehen, die besagt, dass sich unser Nervensystem in einer biozentrischen und nicht in einer Welt der Wirtschaft, Autos, Computers, etc. entwickelt hat (BEETZ 2011, S. 9).

Dem Kind ist es somit noch leicht möglich, eine Beziehung zu Tieren herzustellen, da sie von Natur aus neugierig sind und unter Vorbehalt schlechter Erfahrungen wie selbstverständlich auf Tiere zugehen, mit ihnen in Kontakt treten und sie berühren. Sie sehen im Tier einen Spielgefährten, einen Freund und Beschützer. Außerdem sind sie sich der Verschiedenheit zwischen Mensch und Tier noch nicht bewusst und stehen durch ihre Naturverbundenheit dem Tier seelisch sehr nahe (vgl. BREUER 2008, S. 22f und 26). Auch in der

Ursprünglichkeit ihrer Bedürfnisse, Antriebe und Verhaltensmuster finden sich Ähnlichkeiten (vgl. GREIFFENHAGEN 2007, S. 68).

5.5. Der Hund in der Pädagogik

Welche Wirkung ein regelmäßiger pädagogischer Einsatz eines Tieres bei Kindern haben kann, hat die Forschungsgruppe TiPi (Tiere in Pädagogik integrieren) zusammengefasst:

- Tiere wirken sich positiv auf die Atmosphäre in der Gruppe aus; der Lärmpegel sinkt, es herrscht ein friedlicher Umgang miteinander.
- Tiere geben Selbstvertrauen; der Selbstwert und die Selbstsicherheit steigen, emotionale Stabilität wird gefördert.
- Die Kinder werden in ihrem Sozialverhalten gefördert: durch den Umgang mit dem Tier machen die Kinder positive Erfahrungen; sie lernen aber auch Grenzen kennen und diese zu respektieren; die Frustrationstoleranz wird gefördert.
- Konzentration, Aufmerksamkeit und die Motivation werden gefördert.
- Grob- und Feinmotorik werden gefördert; es kommt zu aktiver, motivierter Bewegung. Dadurch verbessert sich die eigene Körper-, sowie Fremdwahrnehmung.

(vgl. MARS HEIMTIER-STUDIE 2013, S. 100)

5.5.1. Tiergestützte Pädagogik im Kindergarten

Wird der (Therapie)hund regelmäßig und längerfristig in einer Kindergartengruppe eingesetzt, so wird er Bestandteil dieser; er wird Alltag und gehört wie jedes Kind und jede Betreuungsperson zur Gemeinschaft dazu.

In der kindlichen Kompetenzentwicklung stehen Themen wie Verantwortlichkeit, Beziehungsfähigkeit und das Lösen von Konflikten stark im Vordergrund. Genau hier setzt tiergestützte Pädagogik an. Über den Umgang und das Zusammensein mit dem Tier erfährt das Kind positive Rückmeldung und stärkt dadurch sein Selbstwertgefühl. Eine Sache gut gemacht zu haben ist von unabdingbarer Wichtigkeit für ein Kind. Das Tier zeigt ihm seine

Dankbarkeit, Anerkennung und Freude im selben Moment und mit Aufrichtigkeit (vgl. OLBRICH/OTTERSTEDT 2003, S. 262f).

Ein Hund setzt aber auch natürliche Grenzen und sein Verhalten ist spontan, nicht geplant oder darauf ausgerichtet sich einen Vorteil zu verschaffen. Das Kind lernt mit Enttäuschungen umzugehen, wenn das Tier gerade nicht gestreichelt werden will. Die Frustrationstoleranz des Kindes steigt, wenn das Tier nicht gehorcht und sie müssen sich in Geduld und Ausdauer üben, um einen gewünschten Effekt zu erzielen.

So lernen die Kinder auf natürliche Weise ihre eigenen Stärken und Schwächen kennen, was zu einem gesunden Selbstbild führt (vgl. OLBRICH/OTTERSTEDT 2003, S. 263f).

„Tiere haben ein feines Gespür für die Möglichkeiten und Grenzen ihres Gegenübers, für seine Bedürfnisse und Ängste, und sie reagieren darauf in ihrer artspezifischen Weise [...] instinktiv [...].“ (VERNOOIJ/SCHNEIDER 2008, S. 77). Der Hund bietet somit die Möglichkeit, das Kind in seiner Entwicklung von Selbstständigkeit, Selbstsicherheit, Klarheit und Kongruenz ideal und authentisch zu unterstützen. Er nimmt Unstimmigkeiten im Menschen wahr und spiegelt diese durch seine eigene Körpersprache und sein Verhalten wider (vgl. VERNOOIJ/SCHNEIDER 2008, S. 77).

„Ganz gleich, welche Bedürfnisse die einzelnen Kinder haben, der Umgang mit dem Hund stärkt die Kinder in ihren individuellen Kompetenzen und fördert sie in den Bereichen, in denen sie noch Unterstützung benötigen.“, sagt Liane BREITINGER, Erzieherin im Städtischen Kindergarten „Im Apfeltäle“, Auingen, die selbst einen Mischlingsrüden einmal wöchentlich im Kindergarten einsetzt (vgl. MENSCH&TIER 2010, S. 4).

5.5.2. Methodenwahl

Grundsätzlich ist immer die freie Mensch-Tier-Begegnung vorzuziehen, denn „nicht das Tier an sich, vielmehr die freie Begegnung mit dem Tier und der Dialog mit ihm ist hilfreich, spricht u.a. Emotionen, Hormone an und setzt so Impulse für einen möglichen heilenden Prozess.“ (OTTERSTEDT in OLBRICH/OTTERSTEDT 2003, S. 61). Eine Begegnung

umfasst zunächst die gegenseitige Wahrnehmung. Das Kind öffnet sich gegenüber dem Tier und erkennt es als „Du“. Diese entstehende Interaktion ist geprägt von der analogen Kommunikation, welche Blickkontakt, mimische, akustische und gestische Zeichen, sowie Körperhaltung- und -bewegung miteinschließt. Das Kind imitiert die Körpersprache des Tieres und findet durch dieses Nachahmen zu einer gemeinsamen Sprache (vgl. OTTERSTEDT 2001, S. 23f).

Voraussetzung für eine freie Begegnung ist, dass sich das Tier an der Pädagogin, seiner Besitzerin, orientiert und immer einen Teil seiner Aufmerksamkeit bei ihr hat damit sie jederzeit Einfluss auf sein Verhalten nehmen kann. Dabei steht eine vertrauensvolle Bindung zwischen Mensch und Tier im Mittelpunkt. Die Pädagogin muss die feinen Kommunikationssignale des Hundes erkennen können und vor allem in Stresssituationen angemessen darauf reagieren. Die Beziehung zueinander zeichnet sich durch Klarheit, Vertrauenswürdigkeit und Entschlossenheit aus. Das Tier darf innerhalb der tiergestützten Intervention keine negativen Erfahrungen machen, da sonst das Vertrauen schwindet. Der Tierhalter muss sein Tier kennen; in Bezug auf sein Wesen, seine körperliche und emotionale Belastbarkeit und sein Verhalten. Er besitzt die alleinige Verantwortung zum Wohlergehen des Tieres. Letztendlich sollen alle Beteiligten, sprich Kinder, Pädagogin und Hund, von der Erfahrung der tiergestützten Intervention profitiert haben (vgl. VERNOOIJ/SCHNEIDER 2008, S. 99-103).

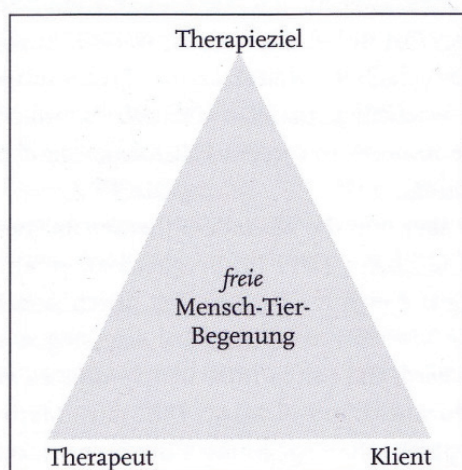


Abb. 4: Grafik der *freien* Mensch-Tier-Begegnung nach OTTERSTEDT

5.5.3. Hygienische Überlegungen

Der Kindergarten ist eine soziale Einrichtung in der bestimmte Hygienevorschriften herrschen. Integriert man den Hund in diese mit ein, so ist dies das geringste Problem. Dennoch sind zahlreiche Argumente gegen die Hundemitnahme, meist durch Unwissenheit, in den Köpfen der Mitmenschen verankert, welche den Zutritt für Therapietiere erschweren können.

Die häufigsten Argumente gegen den Eintritt von Hunden in öffentlichen Gebäuden sind:

- Hunde sind schmutzig.
- Hunde schleppen Krankheitserreger ein.
- Hunde beißen und verursachen Unfälle.
- Hunde erzeugen Allergien.

Gegenargumente:

Es sollte Grundvoraussetzung sein, als Therapie-Hunde-Team gepflegt zu erscheinen. Abgesehen davon, dass die Darmflora von Mensch und Säugetieren sich verhältnismäßig ähnlich ist, entwickelt der menschliche Körper eine Art „Familienflora“ bei regelmäßigem Kontakt über einen längeren Zeitraum. Veterinärmedizinische Standardbehandlungen, wie Impfungen und Wurmkuren, können mögliche Krankheitserreger abwehren.

Bei einem Tier gibt es keine 100% Unfallvermeidung. Es entspricht jedoch der Verantwortung des Tierbesitzers und dem artgerechten Umgang mit dem Tier, dieses Risiko so gering wie möglich zu halten. Dazu ist es notwendig, Stressanzeichen des Hundes zu erkennen und angemessen darauf zu reagieren; im Notfall das Herausnehmen des Tieres aus der Situation. Durch das Aufklären von Kindern, Eltern und Teammitgliedern über den Kontakt mit dem Hund können bereits im Vorfeld derartige Zwischenfälle wie Kratzen oder Beißen vermieden werden.

Grundsätzlich ist vom tiergestützten Einsatz abzuraten wenn ein Kind oder ein unmittelbar daran beteiligter Erwachsener bereits eine Hundehaarallergie hat.

Abschließend gilt es zu sagen, dass das Tier im Hygieneplan zu nennen ist, dass auch das gesamte Team über den Umgang mit dem Hund und die entsprechend notwendigen

Reinigungsmaßnahmen aufgeklärt ist. Zugangsbeschränkungen für Tiere gelten in der Küche, den Sanitäranlagen und der Putzkammer, wo unter anderem für den Hund mögliche toxische Putzmittel aufbewahrt werden. Zusätzlich ist es von Vorteil eine Dokumentationsmappe anzulegen, wo Impfzeugnis, Entwurmungsprotokoll und der Versicherungsnachweis in Kopie aufzufinden sind.

(vgl. SCHWARZKOPF in OLBRICH/OTTERSTEDT 2003, S. 106 – 115)

5.6. Der Hund und die Pädagogin

Der Hund ist zunächst einmal Hund und wurde im Idealfall von seiner Besitzerin, der Pädagogin zum Therapiehund ausgebildet, wo er in ihrem Berufsfeld, der Arbeit mit Kindern, pädagogisch eingesetzt wird.

Dass sich dieser Einsatz positiv auf die Entwicklung der Kinder auswirkt, wurde bereits in den vorigen Kapiteln erläutert. Ebenso steht der Schutz des Tieres in seiner Funktion als Therapiehund an erster Stelle. Was aber bedeutet es für die Pädagogin, den eigenen Hund in der Einrichtung mitzuhaben?

VERNOOIJ und SCHNEIDER schreiben darüber: „[Das Tier ist] für den Pädagogen von hohem diagnostischem Wert. In der autonomie-orientierten Arbeit mit Tieren können wir lernen, selbst die Verantwortung für uns und unser Handeln zu übernehmen, selbstsicher und selbstbestimmt aufzutreten, wieder authentisch und stimmig zu werden sowie eigenverantwortlich Entscheidungen zu treffen und Handlungen auszuführen. [Tiere] unterstützen die Orientierungsprinzipien des tiergestützt arbeitenden Pädagogen/Therapeuten.“ (VERNOOIJ/SCHNEIDER 2008, S. 77). Zu den Orientierungsprinzipien gehören das Beachten des aktuellen Entwicklungsstands des Kindes, das Erkennen und Fördern seiner Ressourcen, die Orientierung an seinen Bedürfnissen und die Unterstützung seiner Selbstständigkeit im Denken und Handeln (vgl. VERNOOIJ/SCHNEIDER 2008, S. 74ff).

Besteht eine vertrauensvolle, positive Mensch-Tier-Beziehung zwischen Kindergartenpädagogin und ihrem Hund, so lassen sich mögliche Wirkungseffekte des Tieres auf die Pädagogin auch auf ihr Arbeitsverhalten übertragen.

Ein Hund hält körperlich aktiv. Durch die gemeinsame Bewegung an der frischen Luft lebt der Mensch gesünder, schläft besser und fehlt krankheitsbedingt weniger am Arbeitsplatz als Nicht-Tierbesitzer. Das Tier sorgt für eine entspannte Atmosphäre; durch den Kontakt zu einem Tier reduziert sich der körpereigene Stressfaktor.

Die Gegenwart des eigenen Heimtieres entspannt und gibt Sicherheit. Zudem steigt beim Streicheln des Hundes das Sozialhormon Oxytocin im Blut an, welches für physische und psychische Entspannung sorgt und auch als „Glückshormon“ bezeichnet wird (vgl. MARS HEIMTIER-STUDIE 2013, S. 127ff).

Ob und wie weit diese Faktoren wirklich Einfluss auf das Arbeitsverhalten der Kindergartenpädagogin nehmen können, zeigt der folgende praktische Teil, in welchem sich sowohl tiergestützt arbeitende Pädagoginnen, wie auch Pädagoginnen ohne Heimtiere einem psychologischen Fragebogen unterzogen haben.

6. PRAKTISCHER TEIL

Anmerkung: In diesem Teil wird das Wort „Teilnehmer“ in der männlichen Form verwendet.

6.1. Ausgangssituation

Für den praktischen Teil der Hausarbeit wurden Kindergartenpädagoginnen gesucht, die regelmäßig (mind. 1x pro Woche) mit ihrem (Therapie)hund in der Kindergruppe arbeiten. Als Vergleichsgruppe wurden Pädagoginnen befragt, die keinerlei Haustiere besitzen.

Es fanden sich Pädagoginnen aus Österreich, Deutschland, Luxemburg und der Schweiz, die sich bereit erklärten einen psychologischen Fragebogen zur berufsbezogenen Persönlichkeitsbeschreibung auszufüllen. Insgesamt wurden 20 Fragebögen verschickt, wovon 14 retour kamen. Somit ergibt sich eine Teilnehmerzahl von je 7 Personen pro Gruppe. Alle arbeiten im Kindergartenbereich und waren zum Zeitpunkt der Befragung aktiv tätig.

6.1.1. Durchführung der Befragung

Der Fragebogen wurde Großteils mit der Post verschickt; lediglich zwei Teilnehmer besuchte ich persönlich.

Von Mai bis August 2013 suchte ich nach geeigneten Personen für beide Gruppen. Ich versendete E-Mails an alle NÖ-Landeskindergärten im Bezirk Amstetten, an alle öffentlichen sowie privaten Kindergärten in Oberösterreich, an Kindergärten in Salzburg und Tirol, sowie an Privatkindergärten und an das Magistrat der Stadt Wien.

Des Weiteren schrieb ich auch alle TAT-Zweigstellen im In- und Ausland und andere Hundeschulen an, die Therapiehunde ausbilden.

Auch auf Foren im Internet, welche die Kindergartenpädagogik, sowie das Thema Hund betreffen, verfasste ich Beiträge um eventuell an Personen zu gelangen, welche sich bereit erklärten, diesen Fragebogen auszufüllen.

Das Aussendeschreiben sah wie folgt aus (jeweils abgeändert auf die angesprochene Zielgruppe):

Sehr geehrtes TAT-Team, liebe ehemalige LehrgangsteilnehmerInnen!

Für meine Hausarbeit und die darin enthaltene wissenschaftliche Arbeit würde ich folgende Informationen benötigen:

Titel der Hausarbeit: „*Der Hund im Kindergarten und sein Einfluss auf Motivation, soziale Kompetenzen und psychische Konstitution der tiergestützt arbeitenden Pädagoginnen.*“

Gesucht werden Kindergartenpädagoginnen die regelmäßig mit ihrem eigenen Therapiehund in der Kindergruppe arbeiten!

Als Testverfahren dient das Bochumer Inventar zur berufsbezogenen Persönlichkeitsbeschreibung. Es beinhaltet 210 Fragen, die innerhalb einer Stunde zu beantworten sind und sich unter anderem aus den im Titel genannten Bereichen erschließt. Die Tests werden mit denen jener Pädagoginnen verglichen, die ohne Hund im Kindergarten arbeiten. Aus den Ergebnissen lässt sich eventuell ein Persönlichkeitsprofil für tiergestützt arbeitende Pädagoginnen erstellen.

Ich bitte Sie dieses Schreiben an frühere Lehrgänge zu verschicken, sowie auch an jene Hundeteams die bereits im Einsatz sind. Je größer die Stichprobe ist umso genauer fällt das Ergebnis aus.

Pädagoginnen die oben genannte Kriterien erfüllen sollten sich bitte möglichst bald, innerhalb der nächsten zwei Wochen, bei mir melden!

Für weitere Fragen stehe ich Ihnen gerne zur Verfügung!

Meine Kontaktdaten sind:

Sarah Mayr

e-Mail: sarah_sam87@yahoo.de (*Unterstrich nach sarah*)

Telefon: 0699 190 128 75

Ich danke für Ihre Mithilfe!

Mit freundlichen Grüßen

Sarah Mayr

Auch auf wiederholtes Nachfragen per E-Mail bzw. über Telefon, kamen 7 Fragebögen bis dato nicht zurück. Somit ergibt sich nur eine geringe Teilnehmerzahl pro Gruppe, aus welcher die Ergebnisse abzuleiten sind.

6.2. Hypothese und Fragestellung

Aufgrund der bereits angesprochenen positiven Wirkungen des Hundes auf Menschen, habe ich mir die Frage gestellt ob der Einsatz des eigenen Therapiehundes in einer Kindergruppe Einfluss auf die Arbeitsweise und das Verhalten der Kindergartenpädagogin hat.

Folgende Variablen waren dafür ausschlaggebend:

Unabhängige Variablen: Hund: ja oder nein

Abhängige Variablen: Leistungsmotivation, soziale Kompetenz (Kontaktfähigkeit, Teamorientierung), psychische Konstitution (Selbstbewusstsein, emotionale Stabilität, Belastbarkeit)

Daraus haben sich unten stehende Hypothesen ergeben:

1. Kindergartenpädagoginnen, die ihren Hund bei der Arbeit einsetzen, weisen eine höhere Leistungsmotivation auf als Kindergartenpädagoginnen, die ohne Hund arbeiten.
2. Kindergartenpädagoginnen, die ihren Hund bei der Arbeit einsetzen, sind offener im Umgang mit anderen Menschen und können besser im Team arbeiten, als jene ohne Hund.
3. Kindergartenpädagoginnen, die ihren Hund bei der Arbeit einsetzen, sind selbstbewusster und stressresistenter als Kindergartenpädagoginnen, die ohne Hund arbeiten.

6.2.1. Das Testmanual BIP

Anhand des BIP (Bochumer Inventar zur berufsbezogenen Persönlichkeitsbeschreibung) wurden die oben genannten Hypothesen ausgewertet. Es handelt sich dabei um einen Fragebogen mit insgesamt 210 Fragen; unterteilt in vier Sparten: berufliche Orientierung, Arbeitsverhalten, soziale Kompetenzen und psychische Konstitution.

In diesem wissenschaftlich entwickelten psychologischen Fragebogen werden Personen mit dem Durchschnitt der für sie relevanten Gruppe verglichen (vgl. HOSSIEP/PASCHEN 1998, S. 4). Ich benutzte für die Auswertung meiner Teilnehmer die Zehnstufige Standardnormierung für alle Personen (N = 5354). Das Ergebnis zeigt eine derzeitige Selbstsicht der Teilnehmer auf der Grundlage einer großen Stichprobe vergleichbarer Personen (vgl. HOSSIEP/PASCHEN 1998, S. 4). Ziel des BIP ist die standardisierte Erfassung des Selbstbildes eines Testkandidaten in Hinblick auf relevante Beschreibungsdimensionen aus dem Berufsleben (HOSSIEP/PASCHEN 1998, S.11).

6.3. Auswertung

Alle Teilnehmer sind im Berufsfeld der Kindergartenpädagogin angesiedelt.

Teilnehmerinformationen der Gruppe „mit Hund“:

Teilnehmernummer	Geschlecht	Alter	Hunderasse	Alter des Hundes in Jahren	Als Therapiehund ausgebildet	Alter des Hundes bei Einsatzbeginn
AT-1	Weiblich	25	Collie	1,5	Nein	3 Monate
AT-2	Weiblich	41	Labrador Retriever	4	Ja	2 Jahre
AT-3	Weiblich	25	Dalmatiner- Labrador-Mischling	2	Nein	1,5 Jahre
AT-4	Weiblich	45	2 Border Terrier	8 & 6	Ja	3 Jahre
D-1	Weiblich	31	Flat Coated Retriever	3	Ja	3 Monate
D-2	Weiblich	41	Golden Retriever	3	Ja	1,5 Jahre
CH-1	Weiblich	33	Skandinavischer Schlittenhund	5,5	Nein	3 Monate

Teilnehmerinformationen der Gruppe „ohne Hund“:

Teilnehmernummer	Geschlecht	Alter
AT-1-2	Weiblich	40
AT-2-2	Weiblich	35
AT-3-2	Weiblich	26
AT-4-2	Weiblich	24
AT-5-2	Weiblich	52
D-1-2	Weiblich	49
L-1-2	Weiblich	25

Folgende Dimensionen sind für die Erforschung der Hypothesen von Bedeutung:

Leistungsmotivation (LM)

Kontaktfähigkeit (KO)

Teamorientierung (TO)

Emotionale Stabilität (ESt)

Belastbarkeit (Bel)

Selbstbewusstsein (Sb)

Die beiden Tabellen zeigen den Skalenwert in welchem sich die Teilnehmer in den einzelnen Dimensionen befinden. Die Skala reicht von 1 bis 10 (10 = hohe Bewertung).

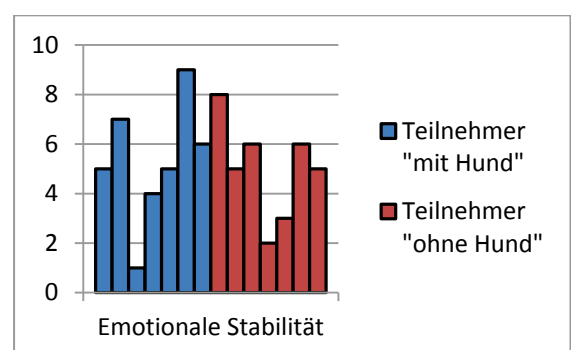
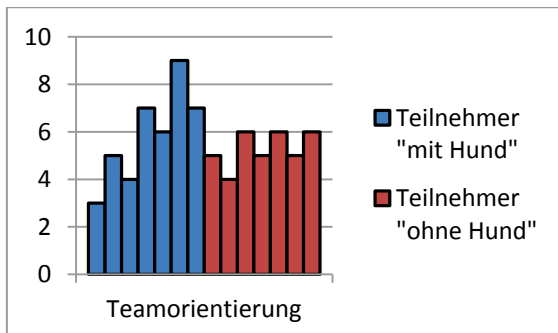
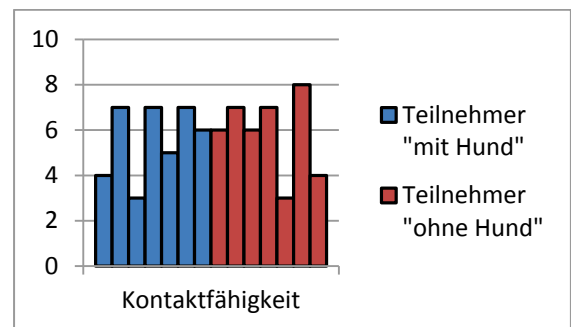
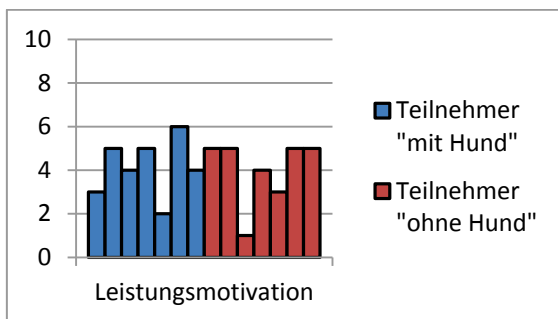
Teilnehmer „mit Hund“

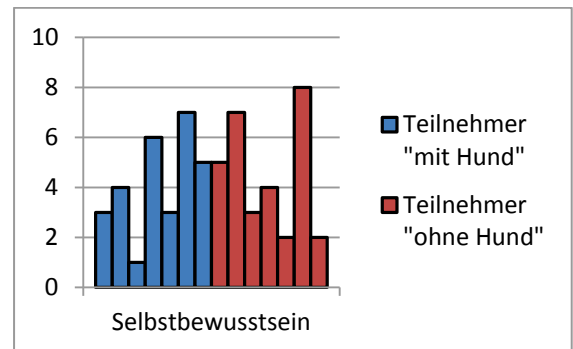
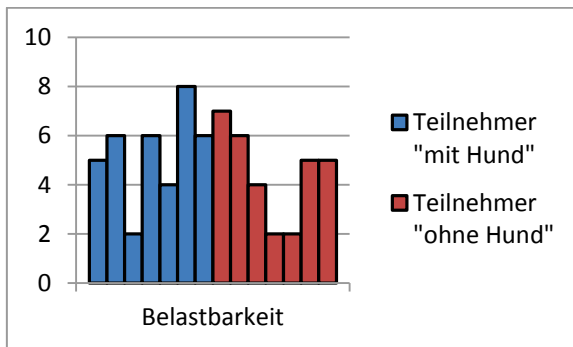
Teilnehmernr.	LM	KO	TO	ESt	Bel	Sb
AT-1	3	4	3	5	5	3
AT-2	5	7	5	7	6	4
AT-3	4	3	4	1	2	1
AT-4	5	7	7	4	6	6
D-1	2	5	6	5	4	3
D-2	6	7	9	9	8	7
CH-1	4	6	7	6	6	5
Mittelwert aller Teilnehmer	4,1	5,6	5,9	5,3	5,3	4,1

Teilnehmer „ohne Hund“

Teilnehmernr.	LM	KO	TO	ESt	Bel	Sb
AT-1-2	5	6	5	8	7	5
AT-2-2	5	7	4	5	6	7
AT-3-2	1	6	6	6	4	3
AT-4-2	4	7	5	2	2	4
AT-5-2	3	3	6	3	2	2
D-1-2	5	8	5	6	5	8
L-1-2	5	4	6	5	5	2
Mittelwert aller Teilnehmer	4	5,9	5,3	5	4,4	4,4

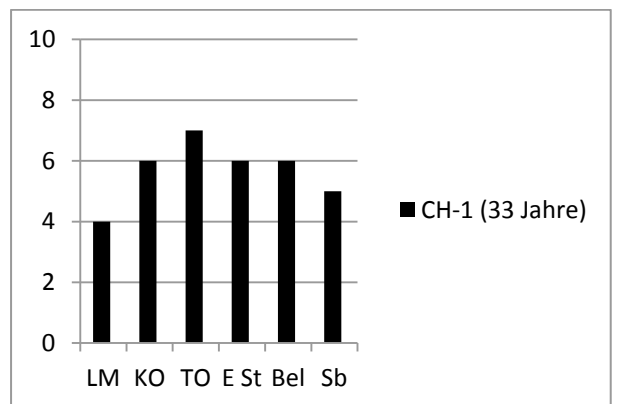
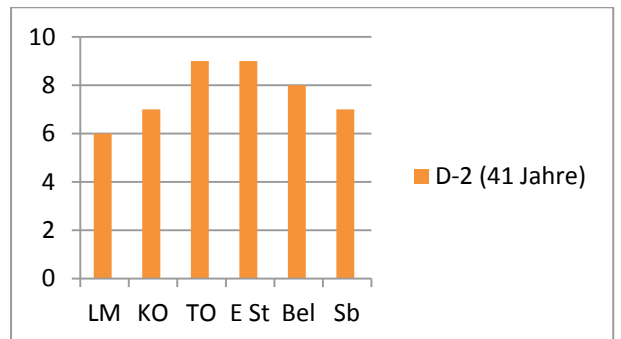
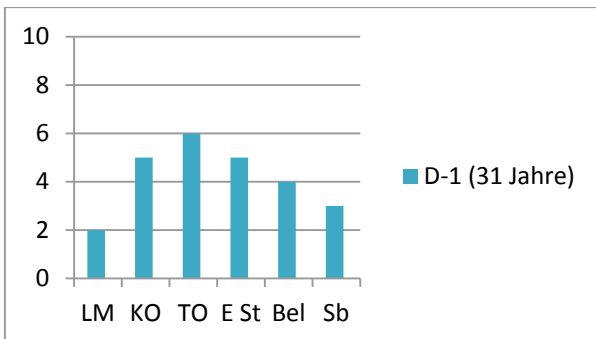
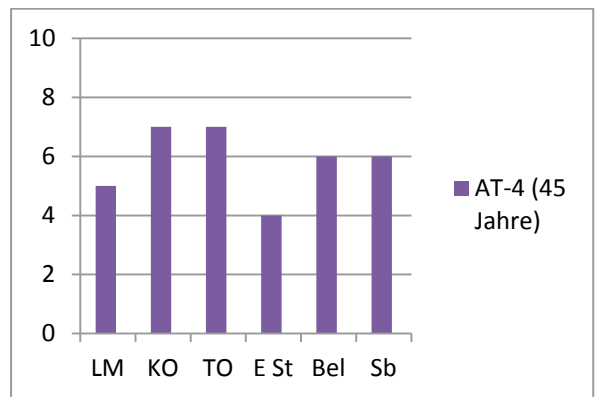
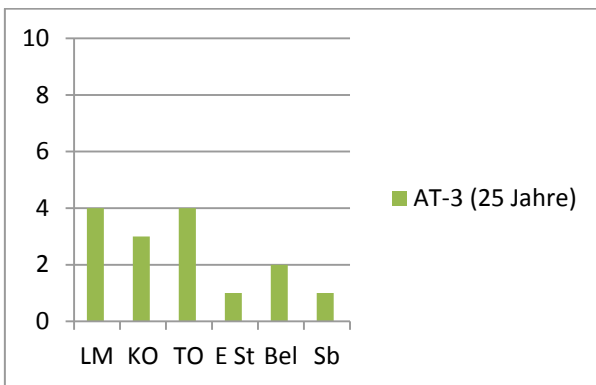
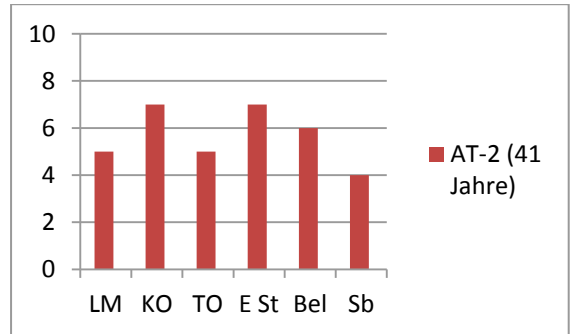
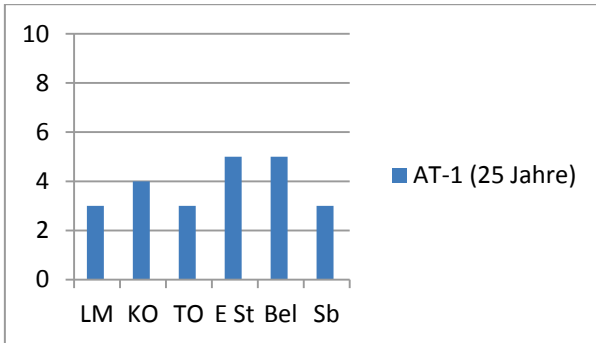
Der Mittelwert aller Dimensionen befindet sich zwischen Normstufe 4 und 7. Zusammengefasst liegen somit alle Teilnehmer im Durchschnittsbereich. Und doch gibt es starke Abweichungen in den einzelnen Profilen. Bevor diese näher dargestellt werden, soll zunächst eine Gegenüberstellung der einzelnen Dimensionen aller Teilnehmer stattfinden.



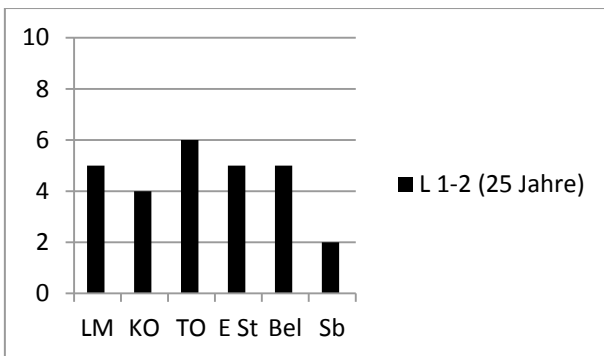
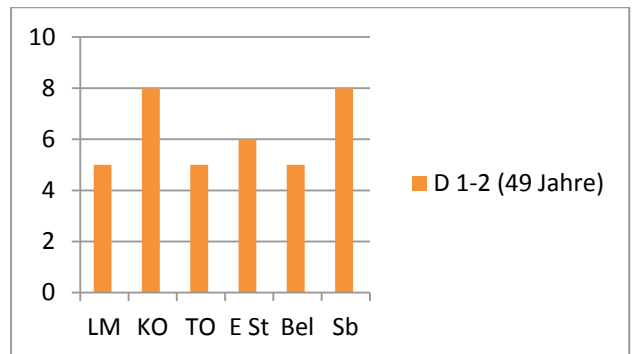
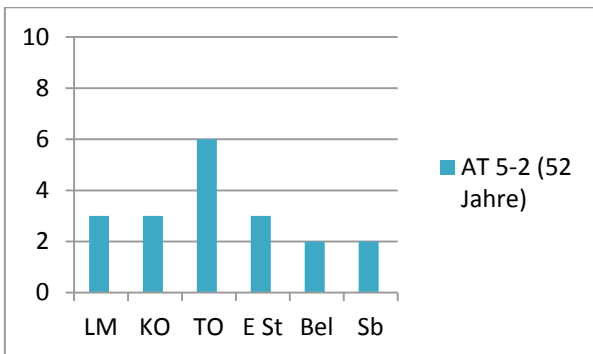
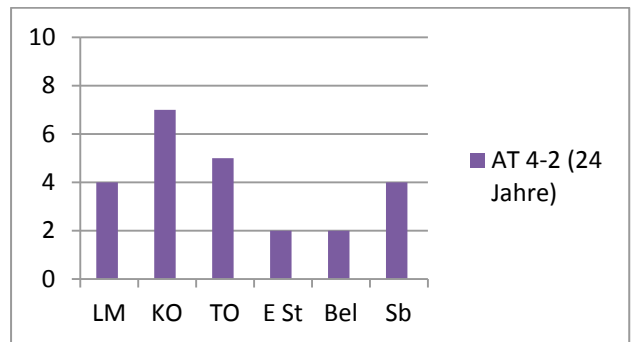
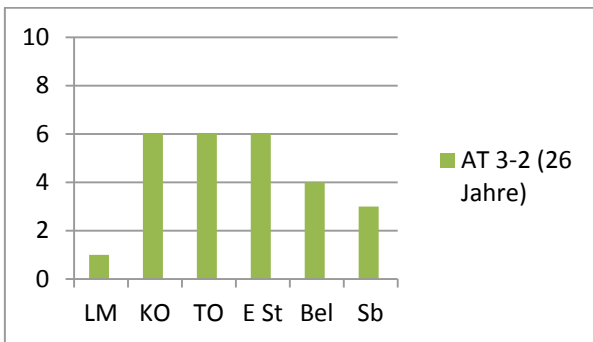
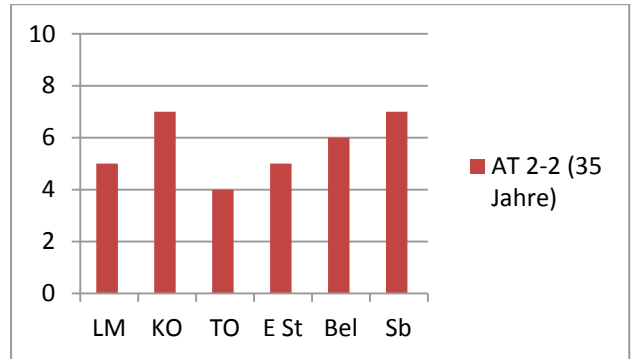
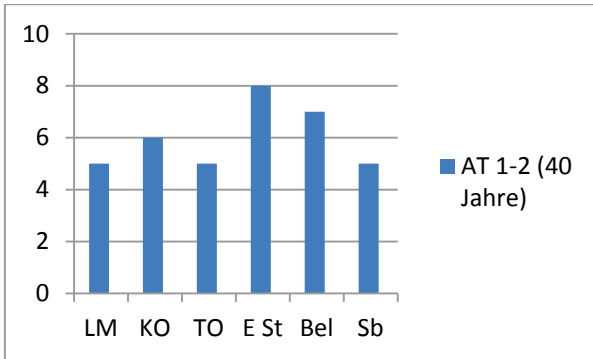


Es zeigt sich bei allen abhängigen Variablen eine hohe Streuung, weshalb die einzelnen Profile im Folgenden nochmals dargestellt werden, um sichtbar zu machen, bei welchen Personen es vermehrt zu Standardabweichungen gekommen ist.

Teilnehmergruppe „mit Hund“:



Teilnehmergruppe „ohne Haustiere“:



6.3.1. Interpretation

Leistungsmotivation:

- Stellt hohe Anforderungen an die eigene Leistung
- Ist bereit, sich bei der Verfolgung seiner Ziele stark zu engagieren
- Möchte die eigene Arbeit kontinuierlich verbessern (HOSSIEP/PASCHEN 1998, S. 10)

Interpretation des Ergebnisses: Teilnehmer mit Hund sind laut Auswertung zwar leistungsmotivierter als Teilnehmer ohne Hund; beide liegen aber knapp unter dem Durchschnitt sodass sich anhand der Skalenwerte ein niedriger Wert für beide Gruppen ergibt. Laut HOSSIEP/PASCHEN (1998) bietet das Vollbringen außergewöhnlicher beruflicher Leistungen für diese Personen keinen zentralen Anreiz (vgl. HOSSIEP/PASCHEN 1998, S. 39).

In der Bewertung der einzelnen Profile fällt besonders Teilnehmer AT 3-2 im Normstufenbereich 1 auf, aber auch D-1 wo Stufe 2 erreicht wird. Beide liegen im niedrigsten Wertebereich.

Kontaktfähigkeit:

- Kann auf andere Menschen zugehen und Kontakte knüpfen
- Verfügt über vielfältige Beziehungen und Kontakte
- Kommt gern mit anderen Menschen zusammen (HOSSIEP/PASCHEN 1998, S. 10)

Interpretation des Ergebnisses: Beide Gruppen befinden sich knapp über dem Mittelwert. Nach dem BIP nach bereitet es Menschen mit hohem Skalenwert in diesem Bereich keinerlei Schwierigkeiten auf andere zuzugehen und Kontakt zu unbekanntem Menschen herzustellen (vgl. HOSSIEP/PASCHEN 1998, S. 46). Dies wird auch besonders am Anfang eines jeden Kindergartenjahres von den Pädagoginnen verlangt, da sie nicht nur zu den ihnen fremden Kindern Kontakt aufbauen und eine Beziehung herstellen müssen, sondern besonders auch zu den Eltern, deren Vertrauen sie gewinnen müssen.

Teamorientierung:

- Arbeitet gern im Team
- Sucht die Zusammenarbeit und den Austausch mit anderen
- Ist bereit, Teamentscheidungen zu akzeptieren und mitzutragen
(HOSSIEP/PASCHEN 1998, S. 11)

Interpretation des Ergebnisses: Hier würde sich Hypothese 2 bestätigen, welche besagt, dass Pädagoginnen mit Hund im Team besser zusammenarbeiten. Blickt man aber noch einmal auf die Kontaktfähigkeit zurück, so sind demnach Pädagoginnen ohne Haustiere offener im Umgang mit anderen Menschen und können auf diese besser zugehen.

Insgesamt ist jedoch bei beiden Dimensionen kein aussagekräftiger Unterschied zwischen den Werten erkennbar. Beide Gruppen sind somit in hohem Maße kooperationsbereit und bewerten die Zusammenarbeit mit anderen als wertvoll (vgl. HOSSIEP/PASCHEN 1998, S. 48).

Teilnehmer D-2 erreichte in dieser Dimension wie in den folgenden eine sehr hohe Normstufe (9). Eventuell zeichnet sich hier eine ganz intensive Mensch-Hund-Beziehung aus, die zu diesen Werten führt.

Emotionale Stabilität:

- Kommt schnell über Probleme und Mißerfolge [!] hinweg
- Reagiert bei Schwierigkeiten gelassen
- Läßt [!] sich nicht entmutigen (HOSSIEP/PASCHEN 1998, S. 11)

Interpretation des Ergebnisses: Die Skalenwerte liegen in jeder Gruppe im mittleren Bereich. Es lässt sich somit schwer sagen, wie emotional stabil die Kandidaten wirklich sind. In beiden Gruppen gab es je eine Person mit sehr niedrigen Werten. Überforderung und Stimmungsschwankungen könnten hier zutreffen. Auch benötigen solche Menschen eine gewisse Zeit um über Niederlagen und Misserfolge hinwegzukommen. Vielen gelingt es aber in angemessener Weise, ihre Schwierigkeiten in diesem Bereich so zu kompensieren, dass keine Minderleistungen in Erscheinung treten (vgl. HOSSIEP/PASCHEN 1998, S. 50).

Teilnehmer AT-2 zeichnet sich durch eine allgemein sehr niedrige Normstufenbewertung aus. Aber vor allem im Bereich der psychischen Konstitution erlangt sie nur Stufe 1 und 2. Da sie erst seit einem halben Jahr mit ihrem Hund im Kindergarten arbeitet und sie selbst auch eine

der jüngsten Teilnehmer ist (26), bezieht sich meine Interpretation darauf, dass sie eventuell noch nicht gefestigt ist in ihrer tiergestützten Arbeit. Vergleicht man dazu Teilnehmer D-2, welche die höchsten Werte in der Gruppe „mit Hund“ erzielte, so fällt auf, dass diese Person 41 Jahre alt ist und seit 1,5 Jahren tiergestützt arbeitet.

Belastbarkeit:

- Ist resistent gegenüber Stress
- Fühlt sich auch unter Druck noch leistungsfähig
- Reagiert auch bei hoher Beanspruchung widerstandsfähig (HOSSIEP/PASCHEN 1998, S. 11)

Interpretation des Ergebnisses: Obwohl sich hier ein deutlicher Unterschied der beiden Teilnehmerkategorien zeigt, lässt sich nicht wirklich behaupten dass die Teilnehmer mit „Hund“ stressresistenter sind, wie in Hypothese 3 angenommen. Auch diese Gruppe liegt nur knapp über dem Durchschnitt und blickt man auf die Dimension „Selbstbewusstsein“, so lässt sich ein niedrigerer Wert als bei den Teilnehmern „ohne Haustiere“ feststellen.

Selbstbewusstsein:

- Ist selbstsicher im sozialen Umgang
- Ist wenig besorgt über den Eindruck, der er bei anderen hinterläßt [!]
- Bleibt gelassen in Situationen, in denen eine Bewertung der eigenen Person erfolgt (HOSSIEP/PASCHEN 1998, S. 11)

Interpretation des Ergebnisses: Hier erreichte zwar die Gruppe „ohne Haustiere“ einen höheren Skalenwert als die Gruppe „mit Hund“, jedoch liegen beide Werte im unteren Skalenbereich. Laut HOSSIEP/PASCHEN (1998) empfinden diese Menschen in vielen Situationen Besorgnis darüber, wie sie auf andere wirken und welchen Eindruck sie hinterlassen. Auch kann Kritik, vor allem wenn diese schroff formuliert ist, sie verunsichern. Auf die Leistungsfähigkeit muss ein niedriger Wert in diesem Bereich aber durchaus keinen negativen Einfluss haben (vgl. HOSSIEP/PASCHEN 1998, S. 52).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass sich aus diesen Werten und der geringen Teilnehmerzahl keine wissenschaftlichen Schlüsse ziehen lassen. Die Hypothesen bestätigen

sich nur zum Teil wobei die Individualität der Teilnehmer einen großen Beitrag zur Testauswertung beigetragen hat. So gab es zum Beispiel in jeder Gruppe Personen mit geringem Selbstbewusstseinswert (Normstufe 1 und 2), genauso aber auch Personen mit sehr hohen Werten (Normstufe 7 und 8).

Blickt man auf die für die Erstellung der Hypothesen notwendigen Dimensionen, so erlangte keiner der Teilnehmer im Bereich *Leistungsmotivation* einen Wert über 6 bzw. 5 (in der Gruppe „ohne Haustiere“). Auch im Bereich *Teamorientierung* siedelte sich dieselbe Gruppe im Normstufenbereich 5 und 6 an. Bei den Teilnehmern „mit Hund“ reicht die Normstufe von 3 bis 9.

Emotionale Stabilität und Belastbarkeit umfassen sowohl die psychische als auch physische Fähigkeit zur Stressbewältigung (vgl. HOSSIEP/PASCHEN 1998, S. 51). Interessant ist hier dass sich die Werte der beiden Dimensionen fast nicht unterscheiden. Die Teilnehmer weisen entweder einen hohen (8 und 9) oder einen niedrigen (1 und 2) Skalenwert für beide Bereiche auf. Und auch hier gibt es keinen eindeutigen Unterschied zwischen den Gruppen.

6.3.2. Resümee

Die geringe Teilnehmeranzahl lässt keine wirklichen wissenschaftlichen Schlüsse zu.

Um ein eindeutigeres Ergebnis erzielen zu können, müsste man die Anzahl der Teilnehmer deutlich erhöhen; und im gesamten deutschsprachigen Raum nach Pädagoginnen suchen, die bereits tiergestützt in der Kindergruppe arbeiten oder allgemein im pädagogischen Berufsfeld forschen.

Aber auch wenn sich durch diese kleine Untersuchung keine relevanten Unterschiede der Pädagoginnen herausfiltern ließen, so ist es doch unumstritten, dass tiergestützte Interventionen im Kindergarten einen positiven Einfluss auf das Verhalten der Kinder zu sich selbst, zu anderen und innerhalb der Gruppe nehmen können.

7. Zusammenfassung:

Der Hund wurde vom und für den Menschen geschaffen. Deshalb auch die enge Verbindung zu ihm. Auch sein Vorfahre der Wolf diente mehr oder weniger schon als Sozialkumpane für den Menschen. Der „beste Freund des Menschen“ besaß seit langem eine heilsame Funktion; ein gezielter und dokumentierter Einsatz dessen zeigte sich aber erst in den späten 60er Jahren; v.a. durch Boris LEVINSON (vgl. GREIFFENHAGEN 2007, S.14). Jener Pionier brachte den Stein ins Rollen und immer mehr soziale Institutionen brachten Tiergestützte Interventionen in ihr Konzept ein.

Vor allem im Leben eines Kindes spielt der Hund oder generell ein Heimtier eine große Rolle. Das Aufwachsen in Begleitung eines geliebten Tieres bietet dem Kind zahlreiche Erfahrungs- und Kompetenzmöglichkeiten, die es in seiner Persönlichkeit stärken. Der Hund vermittelt Vertrautheit, Geborgenheit und Freude. Er zeigt Grenzen auf und wirkt fast „erzieherisch“, wobei dieser Umstand weder dem Hund noch dem Kind bewusst ist.

Das Tier bietet dem jungen Menschen ein Stück Natur; lädt es ein, die Welt gemeinsam zu entdecken. Dieses Zurückführen an den Ursprung der Natur, findet sich auch in der Kommunikation wieder. Der Hund besitzt nur eine Möglichkeit mit dem Menschen in Kontakt zu treten und er tut dies über seinen Körper. Ist der Mensch bemüht, die Körpersprache des Hundes verstehen zu wollen, so vertieft sich das Bewusstsein auch für die eigene nonverbale Verständigung.

Doch nicht nur für das Kind besitzt der Hund im Kindergarten eine besondere Rolle. Den eigenen Hund im Arbeitsumfeld tiergestützt einzusetzen, birgt einen Ruhepol im Berufsalltag und bietet Sicherheit. Gleichzeitig muss die Gruppenführende Pädagogin, die Hundehalterin, viel Verantwortung für das Wohlergehen des Hundes und der Kindergruppe übernehmen.

Aus der wissenschaftlichen Studie lassen sich nur Einzelpersonen hervorheben, die in den Bereichen Motivation, Teamorientierung, Selbstbewusstsein und Stressresistenz wirklich hohe Werte erzielten. Dies gilt aber für Hunde- sowie Nicht-Hundebesitzer.

Spannend wäre es diese Studie mit weitgehend mehr Teilnehmern durchzuführen, um so an repräsentative Ergebnisse zu kommen. Warum es zum Ausfall so vieler Teilnehmer kam, kann nicht nachvollzogen werden, da mir alle versichert haben, den Fragebogen auszufüllen und an mich zu retournieren.

Eine partnerschaftlich konstante Beziehung zu einem Tier birgt für jeden Menschen ein gewisses Maß an Lebenszufriedenheit, wo man mit sich selbst in Einklang kommt und man dieses neu erworbene Gefühl seines Selbst auch auf andere ausstrahlt. Ein Mensch, der Tieren positiv gegenübersteht benötigt keine Studien; er erfährt die Wirkungseffekte im aktiven Tun mit dem Tier. Über Berührung, Kommunikation oder Beobachtung.

8. Literaturverzeichnis

- AGSTEN, L. (2009): HuPäSch Hunde in die Schulen – und alles wird gut!? Books on Demand, Norderstedt, S. 11-33.
- BEETZ, A. (2011): Psychologie der Mensch-Tier-Beziehung. Beitrag zu „Tiergestützte Therapie/Tiergestützte Pädagogik“, Wien, TAT, S. 9.
- BIELLENBERG, W. (2004): Dialog zwischen Mensch und Tier. Veterinärmedizinische Universität Wien, TAT, S. 6 und 9.
- BLOCH, G. (2004): Der Wolf im Hundepelz Hundeeziehung aus unterschiedlichen Perspektiven. Franckh-Kosmos, Stuttgart.
- BREUER, S. (2008): Tiere als Co-Therapeuten Wie Tiere Menschen helfen können. VDM-Verlag Dr. Müller, Saarbrücken, S. 6-55
- FRÖMMING, H. (2006): Die Mensch-Tier-Beziehung: Theorie und Praxis tiergestützter Pädagogik. VDM-Verlag Dr. Müller, Saarbrücken, S. 18-23.
- GREIFFENHAGEN, S., BUCK-WERNER, O. (2007): Tiere als Therapie Neue Wege in Erziehung und Heilung. Kynos, Mürlenbach, S. 13-84.
- HAHSLER, M. (2011): Katzen Seelenfreunde und therapeutische Helfer. Verlagshaus der Ärzte, Wien, S. 22-24, 51-54.
- HALLGREN, A. (2001): Lehrbuch der Hundesprache Mit dem Hund auf Du und Du. 4. Aufl., Verl.-Haus Reutlingen Oertel und Spörer, Reutlingen, S. 46f.
- HOSSIEP, R., PASCHEN, M. (1998): Bochumer Inventar zur berufsbezogenen Persönlichkeitsbeschreibung (BIP) Handanweisung. Hogrefe, Göttingen, S. 10-52, 87-102.
- KOTRSCHAL, K. (2012): Wolf – Hund – Mensch Die Geschichte einer jahrtausendealten Beziehung. Christian Brandstätter Verlag, Wien, S. 7-67, 171-205.
- KOTRSCHAL, K. (2013): Wolf – Mensch – Hund Die Geschichte einer jahrtausendealten Beziehung. In: RADINGER, E. (Hrsg.): Wolf & Hund Wieviel Wolf steckt noch in unseren Hunden? Ausgabe 1, edition tieger, Berlin, S. 8-21.
- MARS HEIMTIER-STUDIE 2013: Hund – Katze – Mensch Die Deutschen und ihre Heimtiere. Mars Petcare Deutschland, Verden.

- McCULLOCH, M. (1983): Therapie mit Haustieren – eine Übersicht. In: Institut für Interdisziplinäre Erforschung der Mensch-Tier-Beziehung: Die Mensch-Tier-Beziehung: Internationales Symposium aus Anlaß [!] des 80. Geburtstages von Nobelpreisträger Konrad Lorenz. 27. Und 28. Oktober 1983, Wien. S. 26-33.
- OLBRICH, E. (2003): Biophilie: Die archaischen Wurzeln der Mensch-Tier-Beziehung. In: OLBRICH, E., OTTERSTEDT, C. (Hrsg.): Menschen brauchen Tiere Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie. Franckh-Kosmos, Stuttgart, S. 68-76.
- OLBRICH, E. (2003): Kommunikation zwischen Mensch und Tier. In: OLBRICH, E., OTTERSTEDT, C. (Hrsg.): Menschen brauchen Tiere Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie. Franckh-Kosmos, Stuttgart, S. 84-90.
- OLBRICH, E. (2003): Zur Ethik der Mensch-Tier-Beziehung aus Sicht der Verhaltensforschung. In: OLBRICH, E., OTTERSTEDT, C. (Hrsg.): Menschen brauchen Tiere Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie. Franckh-Kosmos, Stuttgart, S. 32-44.
- OTTERSTEDT, C. (2001): Tiere als therapeutische Begleiter. Franckh-Kosmos, Stuttgart, S. 13-50, 138-141, 169-189.
- OTTERSTEDT, C. (2007): Mensch und Tier im Dialog. Franckh-Kosmos, Stuttgart, S. 107.
- OTTERSTEDT, C. (2003): Der Dialog zwischen Mensch und Tier. In: OLBRICH, E., OTTERSTEDT, C. (Hrsg.): Menschen brauchen Tiere Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie. Franckh-Kosmos, Stuttgart, S. 90-105.
- OTTERSTEDT, C. (2003): Der heilende Prozess in der Interaktion zwischen Mensch und Tier. In: OLBRICH, E., OTTERSTEDT, C. (Hrsg.): Menschen brauchen Tiere Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie. Franckh-Kosmos, Stuttgart, S. 58-76.
- PROTHMANN, A. (2008): Tiergestützte Kinderpsychotherapie Theorie und Praxis der tiergestützten Psychotherapie bei Kindern und Jugendlichen. 2. Aufl., Peter Lang, Frankfurt am Main, S. 17-53.
- RÖGER-LAKENBRINK, I. (2011): Das Therapiehund-Team Ein praktischer Wegweiser. Kynos, Nerdlen/Daun, S. 12-51.
- RUGAAS, T. (2001): Calming Signals Die Beschwichtigungssignale der Hunde. 7. Aufl., animallearn Verlag, Bernau.

SCHWARZKOPF, A. (2003): Hygiene: Voraussetzung für Therapie mit Tieren. In: OLBRICH, E., OTTERSTEDT, C. (Hrsg.): Menschen brauchen Tiere Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie. Franckh-Kosmos, Stuttgart, S. 106-115.

SCHWARZKOPF, A., OLBRICH, E. (2003): Lernen mit Tieren. In: OLBRICH, E., OTTERSTEDT, C. (Hrsg.): Menschen brauchen Tiere Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie. Franckh-Kosmos, Stuttgart, S. 262-265.

SERPELL, J. (1990): Das Tier und wir Eine Beziehungsstudie. Albert Müller Verlag, Rüslikon-Zürich, S. 11-147.

SIMANTKE, C., STEPHAN, I. (2003): Der Einsatz von Nutztieren im (sonder-) pädagogischen Arbeitsfeld. In: OLBRICH, E., OTTERSTEDT, C. (Hrsg.): Menschen brauchen Tiere Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie. Franckh-Kosmos, Stuttgart, S. 299f.

VERNOOIJ, M., SCHNEIDER, S. (2008): Handbuch der Tiergestützten Intervention. Quelle & Meyer Verlag, Wiebelsheim, S. 2-53, 96-120.

ZIMEN, E. (1990): Der Wolf Verhalten, Ökologie und Mythos. Knesebeck und Schuler, München, S. 9-19, 47-68.

Zeitschriften:

DIEKEN, VAN C. (2004): Die kindliche Entwicklung verstehen und unterstützen. In: SPOT: So geht's mit Krippenkindern. 2. Aufl., Freiburg im Breisgau, S. 10f.

WEBER, A. (2013): Lasst die Kinder raus! In: WEGE: Das Magazin zum Leben. 27. Jahrgang – Heft 2/13, Verlag WEGE, Niederthalheim, S. 22-26.

World Wide Web:

BLOCH, G. (2007): Bow Valley Wolf Behaviour Observations Kanadaprojekt.

<http://www.hundefarm-eifel.de/index.php/kanadaprojekt>

Accessed: 2013-04-06

FORSCHUNGSKREIS HEIMTIERE IN DER GESELLSCHAFT (Hrsg.): Kinder brauchen Tiere.

http://www.familienhandbuch.de/cms/Erziehungsbereiche_Tiere.pdf

Accessed: 2013-08-11

FORSCHUNGSKREIS HEIMTIERE IN DER GESELLSCHAFT (Hrsg.) (04-2010): Praxisprojekt mit Hund Tiergestützte Intervention im Kindergarten.

[http://www.mensch-heimtier.de/publikation-menschtier/ausgabe-04-](http://www.mensch-heimtier.de/publikation-menschtier/ausgabe-04-2010/artikel/tiergestuetzte-intervention-im-kindergarten.html?tx_ttnews[backPid]=343&cHash=18d5973f3298b204755834c7521a77c9)

[2010/artikel/tiergestuetzte-intervention-im-](http://www.mensch-heimtier.de/publikation-menschtier/ausgabe-04-2010/artikel/tiergestuetzte-intervention-im-kindergarten.html?tx_ttnews[backPid]=343&cHash=18d5973f3298b204755834c7521a77c9)

[kindergarten.html?tx_ttnews\[backPid\]=343&cHash=18d5973f3298b204755834c7521a77c9](http://www.mensch-heimtier.de/publikation-menschtier/ausgabe-04-2010/artikel/tiergestuetzte-intervention-im-kindergarten.html?tx_ttnews[backPid]=343&cHash=18d5973f3298b204755834c7521a77c9)

Accessed: 2013-01-21

PETCOM (2013): Heimtierpopulation in Österreich.

<http://www.petcom.at/index/marktdaten/heimtier-population.html>

Accessed: 2013-05-03

PET PARTNERS (2012): Animal-Assisted Therapy (AAT).

<http://www.petpartners.org/page.aspx?pid=320>

Accessed: 2013-04-07

TIERE ALS THERAPIE (2007): Definitionen.

<http://www.tierealstherapie.org/definitionen.php>

Accessed: 2013-04-06

WECHSUNG, S. (2008): Mensch und Hund. Beziehungsqualität und Beziehungsverhalten – eine Typologie.

[http://www.aow-bonn.de/www/wir/bergler/abstracts/wechsung2008-mensch-und-](http://www.aow-bonn.de/www/wir/bergler/abstracts/wechsung2008-mensch-und-hund_beziehungsqualitaet.pdf)

[hund_beziehungsqualitaet.pdf](http://www.aow-bonn.de/www/wir/bergler/abstracts/wechsung2008-mensch-und-hund_beziehungsqualitaet.pdf)

Accessed: 2013-04-22

WIDDER, H. (2012): Tiere als Therapie, Irrtümer in der Geriatrie.

<http://www.oeggerimed.at/gesamt/handout-VereinspraesentationinklESAATHelgaWidderSchuleWilheminspital2012.pdf>

Accessed: 2013-04-06

WIKIPEDIA (2013): Biophilie.

<http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Biophilie&oldid=116546632>

Last Update: 2013-04-02

Accessed: 2013 – 08-11

WIKIPEDIA (2013): Wolfs- und Schakalartige.

<http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Wolfs- und Schakalartige&oldid=121118301>

Last Update: 2013-08-01

Accessed: 2013-08-11

9. Abbildungsverzeichnis:

Abb. 1: <http://kinskismama.files.wordpress.com/2010/10/calmingsignals.jpg>

Accessed: 2013-08-25

Abb. 2 und 3: Fotos stammen aus Privatbesitz und zeigen Colliehündin Alice im tiergestützten Einsatz mit Kindern der Bildungsgemeinschaft St. Anna in Steyr.

Abb. 4: OTTERSTEDT, C. (2003): Der heilende Prozess in der Interaktion zwischen Mensch und Tier. In: OLBRICH, E., OTTERSTEDT, C. (Hrsg.): Menschen brauchen Tiere Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie. Franckh-Kosmos, Stuttgart, S. 63.

10. Ad Personam

Persönliche Daten:

Sarah Mayr

geboren am 16.12.1987 in Steyr, Oberösterreich.

Wohnhaft in: A-3350 Haag, Niederösterreich

E-Mail: sarah_sam87@yahoo.de

Ausbildung und Beruflicher Werdegang:

2007: Matura an der BAKIP (Bildungsanstalt für Kindergartenpädagogik) in Steyr mit gutem Erfolg abgeschlossen; Zusatzausbildung: Früherziehung.

7. 2007 – 7. 2008: Auslandsaufenthalt als Au-pair in London.

Seit September 2008: Kindergartenpädagogin am Land Niederösterreich im Bezirk Amstetten.

Seit Oktober 2011: Universitätslehrgang für Tiergestützte Therapie und Tiergestützte Fördermaßnahmen an der Veterinärmedizinischen Universität Wien.